

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Der goldene Buddha

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Der goldene Buddha

John Sinclair Taschenbuch Nr. 2

von Jason Dark

erschienen am 19.05.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Der goldene Buddha

Aus Tibet alarmierte uns eine Meldung. Man hatte die Augen des goldenen Buddha gestohlen. Kostbare Edelsteine, ein Vermögen wert, aber auch mit einem grausamen Fluch behaftet. Doch welcher Dieb hatte die Unverfrorenheit besessen und war in den Tempel eingedrungen? Wir sollten es herausfinden. Suko und ich flogen nach Tibet und merkten sehr schnell, das wir es mit Gegnern zu tun hatten, gegen die unsere Waffen machtlos waren. Wir wurden gejagt, gehetzt, gefangen genommen, konnten fliehen und machten weiter. Auf dem Dach der Welt. Dem Himalaya Gebirge, kam es zum alles entscheidenden Kampf...

Die beiden Männer wussten genau, dass sie einen ungeheuren Frevel begehen würden, doch ihre Gier war stärker.

Die Gier nach Geld und Macht!

Geld, viel Geld sollten sie für diesen Raub bekommen, denn die Diamanten des goldenen Buddha waren einmalig auf der Welt. Der Sage nach sollten sie nicht von der Erde stammen. Buddha habe sie bei einem seiner Ausflüge in die Welt der Geister mitgebracht und sie seiner Figur als Augen geschenkt.

So weit die Legende. Was daran stimmte, interessierte die Männer nicht, ihnen ging es allein um die Diamanten, für die sie ein Vermögen erhielten.

Sechs Monate hatte ihre Vorbereitungszeit gedauert, denn das Kloster, in dem der Buddha stand, lag versteckt inmitten der grandiosen Bergwelt des Himalaya. Noch nie hatte ein Fremder das Kloster betreten. Es war nach allen Seiten gesichert, und die dort lebenden Mönche standen mit den Geistern der Verstorbenen in Verbindung. Es gab keinen offiziellen Weg zum Kloster, und doch konnte man es erreichen. Über verschlungene Bergpfade, wo auf Schritt und Tritt Gefahren lauerten. Die Gegend war rau und gefährlich. Schneestürme wechselten ab mit Geröllawinen.

Orkane wüteten in den über zwölftausend Fuß hoch gelegenen Tälern, die von den majestätischen Gipfeln der eisbedeckten Bergriesen überwacht wurden. Der Mount Everest, der Nanga Parbat, wo manche Bergsteiger ihr Leben verloren hatten, sie lagen nicht weit entfernt.

Das Wetter meinte es gut mit den beiden Dieben. Eine blasse kalte Sonne stand am blau verhangenen Himmel und sandte ihre Strahlen in das weite Tal.

Die Sonne wärmte nicht, sie schaffte es nicht, die Kälte der Nacht zu vertreiben. An den Schattenstellen blieb der Raureif auf den Steinen liegen.

Am eindrucksvollsten war die Stille. Man konnte sie schon als gewaltig bezeichnen, und auch der weit über den Männern schwebende Bergadler passte in dieses Bild. Lautlos zog er seine Kreise und spähte mit seinen scharfen Augen nach Beute aus. Die Männer beeindruckte weder die Stille noch die unberührte Bergwelt. Sie dachten nur an ihr Ziel, den Raub der beiden kostbaren Diamanten.

Aus Nepal waren sie gekommen und hatten auch in diesem Land die Grenze überquert, denn das Kloster befand sich in Tibet inmitten des Hochlandes.

In den letzten drei Tagen waren ihnen keine Menschen mehr begegnet. Nicht einmal Ziegenhirten, die mit ihren Herden die riesigen Ebenen durchstreiften. Diese Menschen kannten nichts anderes als die Bergwelt. Nur wenige von ihnen waren hinunter in die Täler gekommen, wo sie in den Dörfern für ihren Käse und die Milch andere Produkte tauschten: Tücher, Decken, Werkzeuge. Was sie zum Leben brauchten, das gab ihnen die Herde. Milch, Kleidung, Fleisch. Die Ziegen waren genügsam. Nur wenn der Winter besonders streng war und selbst die Wölfe die Wälder verließen, um auf Beutesuche zu gehen, dann hatten die Hirten Angst, dass die Raubtiere sie ihrer Nahrung beraubten.

Und hier oben lebte auch noch der scheue Schneeleopard, den kaum ein Europäer je gesehen hatte.

Bevor die beiden Diebe ihre letzte Etappe in Angriff nahmen, schauten sie noch einmal auf der Karte nach, die sie in Lhasa einem ermordeten Mönch abgenommen hatten. Mit Kohle war der Weg auf Ziegenlederhaut gezeichnet worden, dann imprägniert, so dass die Markierungen nicht so rasch verblassten.

Beide Männer waren gut bewaffnet. Sie trugen moderne Revolver und hatten sich den Bedingungen entsprechend angezogen. Dicke, wärmende Kleidung, mit Fell gefütterte Parkas und wattierte Hosen.

Ihre Füße steckten in Schaftstiefeln, und auch mit Proviant waren sie genügend ausgerüstet.

Der größere der beiden, auch der Anführer des Duetts, hieß Ong-Pal.

Er war ein Mann ohne Gewissen und hatte schon in Indien für die Tongs gemordet. Die Tongs waren ein Geheimbund, der die Göttin Kali anbetete. Er kannte keine Hemmungen, verachtete den Glauben und sah nur das Geld. Seine Haut war stark gebräunt, die Augen dunkel wie zwei Kaffeebohnen. Der dünne Mund zeigte einen grausamen, menschenverachtenden Zug. Mit dem Geld, das er für die Steine bekam, wollte er sich ein schönes Leben machen.

Sein Kumpan hieß Ghaliwa. Er stammte aus Afghanistan und war dort in letzter Sekunde einem Hinrichtungskommando entkommen. Auf der Flucht hatte er Ong-Pal kennengelernt. Die beiden schlossen sich zusammen und bildeten eine Interessengemeinschaft.

Ghaliwa war kleiner als Ong-Pal, dafür aber breiter in den Schultern.

Hemmungen kannte er ebenfalls nicht. Auch er tötete ohne Skrupel, wenn er irgendeine Gefahr sah.

Ong-Pal fuhr mit dem Finger über die Karte, während der kalte Morgenwind von den Eisgletschern ins Hochtal herunterfuhr und die Parkas der beiden Männer flattern ließ.

Mit dem Finger der rechten Hand deutete er nach Osten, wo sich das Hochtal verengte und herabfallendes Gletschergeröll einen dichten Steinwall bildete.

»Dort müssen wir durch, dann können wir das Kloster sehen.«

Ghaliwa nickte. »Wie lange wird es dauern?«

»Fünf Stunden.«

Wieder das Nicken. Ghaliwa sprach wenig. Er war ein Mann der Tat.

Er stellte auch kaum Fragen. Auf ihn konnte man sich

hundertprozentig verlassen. Und er murrte oder beschwerte sich selten, was bei einem Unternehmen wie diesem ungeheuer wichtig war.

»Vor dem Abend dringen wir dann in das Kloster ein«, fuhr Ong-Pal fort und grinste spröde. »Die Mönche werden uns keinerlei Schwierigkeiten bereiten, wenn doch, töten wir sie.«

»Ja.« Mehr sagte der Afghane nicht.

Ong-Pal rollte die Karte zusammen und steckte sie weg. Dann zog er seine Handschuhe über. Das Gepäck hatten sie bereits geschultert.

Sie wollten es am Fuße des Klosters zurücklassen, damit es sie auf ihrer letzten Etappe nicht behinderte, denn der Pfad zum Kloster hoch war ungeheuer schwierig zu begehen. Sie marschierten los. Leicht gebückt gingen sie. Ong-Pal als letzter, er ließ dem Mann aus den afghanischen Bergen immer den Vortritt.

Ghaliwa lief wie eine Maschine. Monoton, gleichmäßig, auch bei besser begehbaren Strecken. Dafür wurde er auch nicht langsamer, wenn das Gelände schwieriger wurde.

Die Sonne wanderte höher.

Sie wurde jetzt wärmer und schmolz den Reif der Nacht von den Steinen.

Zwei Stunden vergingen. Zwei kleine, einsame Punkte wanderten über die gewaltige Hochebene. Sie waren nur zu sehen, wenn man genauer hinschaute. Hin und wieder nahm einer der Männer einen Schluck Wasser aus einem griffbereit hängenden Ziegenlederschlauch. Er war ziemlich leer, doch die beiden Diebe hatten keine Angst, ihn nicht mehr auffüllen zu können.

Wasser gab es in den Bergen genug.

Ein Bergadler begleitete ihren Weg. Er kreiste hoch über ihnen, und Ong-Pal hätte ihn gern abgeschossen, doch die Entfernung war zu groß. Zudem wollte er keine Munition vergeuden.

Auch andere Tiere schauten ihnen zu. Zähe Bergziegen und kletter

gewandte Steinböcke, die auch in den europäischen Alpen an einigen einsamen Bergstellen noch zu finden sind.

Schritt für Schritt näherten sie sich ihrem Ziel. Sie sprachen nicht miteinander, sondern wanderten durch die Stille der grandiosen Bergwelt des Himalaya.

Beide hörten auch das Rauschen und blieben stehen. Dieses typische Geräusch konnte nur von einem Wasserfall stammen. Sie schauten nach rechts. Fast senkrecht wuchs dort eine Steilwand hoch, und aus ihr schäumte kraftvoll das Wasser. Sonnenstrahlen erzeugten ein farbiges Spektrum.

Ghaliwa drehte den Daumen in die entsprechende Richtung. Ong-Pal wusste Bescheid.

Wenige Minuten später befanden sie sich dort, wo der Wasserfall in die Tiefe stürzte, sich in einem Steinbecken sammelte und durch eine Felsrinne fortgespült wurde.

Die Männer füllten ihre Ziegenlederschläuche nach. Auch dies taten sie schweigend. Nachdem sie sich selbst noch einmal erfrischt hatten, zogen sie weiter.

Als die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, sahen sie vor sich den gewaltigen Steinwall. Die Ausläufer hatten sie bereits in der letzten halben Stunde überquert, da waren sie nicht so rasch vorangekommen, weil es doch mühsam war, über die großen Steine zu balancieren.

Jetzt suchten sie nach einem etwas bequemeren Weg, um über den Wall zu gelangen. Es gab ihn nicht.

Auch war es gefährlich, ihn zu überklettern, denn immer nachrollendes Geröll hatte die Steine des Walls gelockert und auch brüchig gemacht.

An der rechten Seite ging es etwas besser. Ong-Pal hatte den Weg entdeckt, und Ghaliwa schloss sich dem Tibeter an, nachdem beide einen Teil des Gepäcks abgelegt hatten.

Es wurde eine mühselige Kletterei. Jeder Yard musste erst geprüft werden, ob die Steine auch hielten. Manchmal kippten sie weg. Ong-Pal wurde einmal hart an der Schulter getroffen, als ein Männer Kopf großer Felsbrocken auf ihn fiel, doch der Afghane zuckte mit keiner Wimper. Er konnte Schmerzen aushalten. Nicht umsonst gehörte er zu den wenigen, die eine Folterung im Gefängnis von Kabul lebend überstanden hatten.

Immer wieder fand der Mann aus den Bergen eine Lücke im Geröll, und dann entdeckten die Männer sogar einen schmalen Pfad, der auf der Spitze des Walls entlangführe.

Die Männer blieben stehen. Ghaliwa wartete, bis Ong-Pal neben ihm stand, und deutete dann nach vorn.

Der Tibeter nickte. Plötzlich leuchteten seine Augen, denn er hatte das Ziel gesehen.

Das Kloster!

Es lag dort, wo das Tal zu Ende war. Hinter dem Kloster führten steile Wände in die Höhe des blauen Himmels. Auf ihrer Spitze lag eine dicke, bläulich schimmernde Eisschicht, die seltsam glänzte, wenn sie von den Sonnenstrahlen getroffen wurde.

Das Kloster wirkte wie eine Festung. In einem düsteren Gelbbraun präsentierten sich die Mauern, deren Stärke und Unüberwindbarkeit selbst die Männer aus dieser Entfernung sahen.

Von außen gab es dort kaum ein Durchkommen. Sie mussten einen anderen Weg finden, wenn sie nicht an den Mauern hochklettern wollten. Leider besaßen sie von dem Kloster keine Zeichnung. Ong-Pal wusste nur, dass es einen Eingang gab, der von einem Mönch bewacht wurde.

Sieben Stunden waren sie inzwischen unterwegs. Als sie den Wall endgültig hinter sich gelassen hatten, waren es acht geworden. Bevor sie den Rest des Weges zurücklegten, wollten sie noch eine kleine Pause einlegen und sich stärken.

Auf zwei großen Steinen ließen sie sich nieder. Die Steine waren verwittert. Moos wuchs in den klaffenden Spalten, und sogar ein paar dürre Grashalme schauten daraus hervor.

Sie aßen trockenes Ziegenfleisch und tranken das kalte Gebirgswasser dazu. Es sprach niemand. Ong-Pal schloss nach dem Essen die Augen, schlief im Sitzen und sammelte so neue Kräfte für die härteste Prüfung, die noch vor ihnen lag.

Nach einer halben Stunde war die Pause beendet. Ong-Pal gab das Zeichen zum Aufbruch.

Sie machten sich wieder auf den Weg. Er war bis zum Kloster frei. Die beiden Männer waren sicher, dass die Mönche sie sehen würden, denn bestimmt hatten sie eine Wache aufgestellt.

Die Sonne hatte ihren Höchststand längst erreicht und sank langsam tiefer.

In diesen Hochtälern, besonders wenn sie schmal waren, wurde es sehr schnell dunkel. Deshalb verloren die beiden Diebe keine Zeit, da sie ihr Ziel noch im Hellen erreichen wollten.

Je näher sie kamen, umso gewaltiger wurden die Mauern des Klosters. Das Kloster war eine Festung in der Einsamkeit - mit verschiedenen Trakten, Zinnen und vorgeschobenen Dächern, auf denen das Sonnenlicht goldfarben schimmerte.

Eine Mauer sahen die Männer nicht, wohl aber offene Rechtecke, die wohl Fenster sein sollten.

Der letzte Weg war wirklich beschwerlich. Er führte durch ausgewaschene Flussbetten und über quer liegendes Geröll, bis dicht vor den Eingang. Dann wurde es etwas besser, und schließlich hatten die Männer ihr Ziel erreicht.

Beide schauten sie an der dicken Holztür hoch, die den Eingang bildete. Unüberwindlich sah sie aus, hatte Wind und Wetter getrotzt, war verwittert, aber trotzdem stabil geblieben.

Eine Schelle gab es nicht, und sie fragten sich, wie sie das Kloster

betreten sollten, denn zu beiden Seiten der Tür begannen die unüberwindlich erscheinenden Außenmauern.

Ong-Pal wollte schon klopfen, als er das Knarren vernahm. Er ließ die erhobene Hand wieder sinken und schaute wie auch Ghaliwa auf das sich langsam öffnende Tor.

Es wurde nach innen gezogen.

Der untere Rand kratzte über Steine. Widerwillig, so schien es, gab das Tor den Weg in den Innenhof des Klosters frei. Es wurde auch nur so weit geöffnet, dass die beiden Männer durch den entstandenen Spalt gehen konnten.

Ong-Pal ging als erster.

Ein Mönch schaute ihn an. Trotz der Kälte trug er nur ein gelbes Gewand, das so über seinen Oberkörper geschlungen war, dass die rechte Schulter frei blieb. Der Mönch war kahlköpfig und trug auch keine Schuhe oder Sandalen. Seine nackten Füße standen auf der steinigen Erde. Er verneigte sich, als die beiden Männer den Innenhof des Klosters betraten.

Die Diebe blieben stehen. Nichts verriet, was sie vorhatten. Sie verneigten sich ebenfalls.

Der Mönch begann zu sprechen. Er redete im Hochlanddialekt, den auch Ong-Pal verstand.

»Willkommen, Fremdlinge«, sagte der Mönch. »Seid unsere Gäste und nehmt von dem, was wir euch in unserer Bescheidenheit bieten können.«

»Ich danke dir. Ich danke dir auch im Namen meines Freundes, der deine Sprache nicht versteht.«

»Was ist schon eine Sprache, wenn der Mensch, mit dem du redest, gut ist«, antwortete der Mönch weise, und Ong-Pal nickte, wobei er sich innerlich amüsierte.

»Ihr habt einen beschwerlichen Weg hinter euch und seid sicher müde. Deshalb folgt mir, damit ich euch die Kammern zuweisen

kann, wo ihr euch ausruhen könnt.«

»Wir danken dir.«

»Buddha wird es uns vergelten«, sagte der Mönch und ging vor. Die beiden Diebe warfen sich einen bezeichnenden Blick zu. Geschafft, sollte das heißen.

Ong-Pal warf noch einen Blick zurück und war zufrieden, dass die Tür nur durch einen gewaltigen Balken gesichert wurde, den man nur aus der Halterung zu ziehen brauchte.

Sie befanden sich in einem großen Innenhof, dessen Grenze an der gegenüberliegenden Seite die natürliche Felswand bildete. Das Kloster war also direkt an die Wand gebaut worden. Wahrscheinlich gab es auch nur einen Aus- beziehungsweise Eingang.

Das war nicht gut.

Eine Treppe aus Stein führte von außen hoch zu einer Tür, durch die man das Kloster betreten konnte. Jenseits der Treppe, aber auch noch im Innenhof, befanden sich zahlreiche Gräber. Dort wurden die toten Mönche bestattet. Eine Grube war frisch ausgehoben worden. Die Mönche wollten sicherlich einen der ihren beerdigen.

Ihr Führer blieb auf halber Treppenhöhe stehen, weil er die Blicke der Männer bemerkt hatte.

»Ein Bruder von uns ist ins Nirwana eingegangen«, so erklärte er. »Wir werden seinen Körper in der folgenden Nacht dem feuchten Grab übergeben.«

Ong-Pal nickte. Dann macht mal, dachte er und grinste innerlich, denn diese Bestattung kam ihren Plänen sehr gelegen.

Der Mönch öffnete am Ende der Treppe eine Tür. Zum ersten Mal betraten die Männer das Innere des Klosters und waren anfangs sehr beeindruckt von der Pracht und der Ruhe, die das Kloster innen ausströmte.

Die Wände sahen aus, als wären sie mit Blattgold überstrichen worden. Bilder, die allesamt den Gott Buddha zeigten, bewiesen,

dass hier gläubige Menschen lebten. Vor jedem Bild stand ein kleiner Holzaltar, auf dem eine Räucherkerze brannte.

Jetzt erst sahen die beiden Männer, dass die Fenster doch nicht offen waren. Es waren keine Scheiben, sondern ein Material, das dem Pergamentpapier ähnelte.

Sie gingen den langen Gang entlang, von dem überall Türen abzweigten, hinter denen die Mönche vielleicht ihre Klausen hatten.

Dann erreichten sie abermals eine Treppe, die nach unten in einen großen, viereckigen Saal führte, dessen geschnitzter Holzfußboden Szenen aus dem Leben und Wirken Buddhas zeigte. Die Männer fragten sich unwillkürlich, wie diese Pracht in solch ein einsames Bergkloster gelangte. Aber der Fußboden interessierte sie nur in zweiter Linie.

Viel wichtiger war die Figur, die inmitten des hallenartigen Raumes stand.

Der goldene Buddha!

Sie waren am Ziel. Endlich. Die Mühen und Plagen hatten sich gelohnt. Sie hatten fast selbst nicht mehr daran geglaubt, aber nun sahen sie den Buddha vor sich.

Er war wirklich einzigartig.

Gefertigt aus purem Gold, stand er dort in seiner gesamten Pracht.

Die Figur hatte die Hockstellung eingenommen und die angezogenen Beine über einander gelegt. Die Arme hatte der Buddha vor der Brust verschränkt, die Hände hielt er dabei jedoch offen. Und darin lag - die Männer konnten es kaum glauben - ein Totenschädel.

Beide waren überrascht, aber sie ließen es sich nicht anmerken, sondern sahen nach oben zum Kopf des Buddha. Dort befand sich das, für das sie all die Mühen auf sich genommen hatten.

Viele Abbildungen zeigen Buddha mit geschlossenen Augen. Hier jedoch war es anders. Diese Figur hatte die Augen geöffnet. Und nicht nur das. Statt Augen befanden sich zwei handgroße Diamanten

in den Höhlen. In einem kalten, herrlichen Feuer strahlten sie und schienen sogar zu leben.

Einmalig war diese Pracht, und die beiden Männer zeigten sich auch beeindruckt.

Ihr Führer war stehengeblieben, damit die Diebe den Buddha betrachten konnten. Dann aber gab der Mönch das Zeichen zum Aufbruch, und alle drei setzten sich in Bewegung.

Sie schritten eine Holzterappe hinab. Als sie unten auf dem wie gewienert wirkenden Holzboden standen, verbeugte sich der Mönch so tief vor der Figur, dass seine Stirn fast den Boden berührte. Die Männer taten es ihm nach, nur beugten sie sich nicht so tief hinunter.

Der Mönch sollte nur sehen, dass auch sie gläubig waren.

Er führte sie an der Figur vorbei. Ghaliwa und Ong-Pal erkannten, dass die Figur, obwohl sie saß, mehr als dreimal so hoch wie ein normaler Mensch war. Sie mussten klettern, wenn sie die Diamanten aus den Augen brechen wollten.

Hinter dem Buddha und am Ende der Halle befand sich eine Tür, die der Mönch aufstieß.

Kühle Luft wehte den Männern entgegen. Kerzen aus Ziegenfett brannten und waren durch kleine Hauben abgedeckt, damit sie nicht verlöschten. Ein kahler Gang nahm sie auf. Sie wandten sich nach rechts und sahen schon bald die Öffnungen in der Felswand. Sie waren durch einfache Leinentücher verhängt. Fast bis zum Ende durchschritten sie den Gang. Dann blieb der Mönch stehen und zog einen Vorhang zur Seite.

»Eure Kammer«, sagte er. »Ihr könnt so lange bleiben, wie ihr wollt. Ihr werdet morgen mit uns speisen und beten.« Der Mönch verneigte sich und verschwand.

Ong-Pal betrat als erster die Kammer. Ghaliwa nahm eine Kerze mit, damit sie wenigstens Licht hatten. Er stellte sie auf den nackten Boden, genau zwischen die beiden primitiven Lager aus Stroh.

»Da ist ja das Gefängnis in Kabul noch besser«, murkte der sonst schweigsame Ghaliwa.

»Beschwer dich nicht. Ist ja nur für ein paar, Stunden«, erwiderte sein Kumpan.

Die Behausungen waren wirklich primitiv. Man hatte sie kurzerhand in die Felsen geschlagen. Es gab kein Licht, keine Wärme, nur das Stroh und die kahlen Steine. Die Männer stellten das Gepäck ab. Ong-Pal ordnete an, dass Ghaliwa am Ausgang Wache halten sollte, denn niemand sollte sie jetzt überraschen.

Der Tibeter öffnete den Rucksack. Sorgfältig in Stoff eingewickelt lag genau das, was er suchte.

Ein batteriegetriebener Diamantbohrer! Er war ungeheuer wichtig, denn mit ihm konnten sie die Steine aus dem Gold lösen. Ong-Pal hatte mit diesem Gerät bereits gearbeitet. Er konnte es perfekt bedienen.

Ghaliwa kam wieder zurück. »Hier hörst du keinen Laut«, sagte der große Schweiger.

»Sei doch froh.«

»Richtig, aber ich traue dem Braten nicht. Der komische Mönch hat nichts gesagt, als wir kamen. Obwohl sich doch keiner in dieses Kloster verirrt.«

»Die sind eben anders als wir.«

»Ob sie etwas gemerkt haben?« fragte Ghaliwa.

Ong-Pal setzte den Bohrer zusammen. »Glaube ich nicht. Die leben doch nur in ihrer komischen Welt und haben für das andere Leben kein Interesse. Hier kannst du sogar Frauen hochschicken, und denen würde nichts getan.«

»Besser als umgekehrt.«

»Eben.«

»Und was machen wir jetzt?« fragte der Afghane.

Ong-Pal grinste. »Was ist mit dir los? Bist zu nervös? So kenne ich

dich nicht.«

»Diese Zelle hier erinnert mich zu sehr an mein Gefängnis in Kabul. Das ist es.«

»Verständlich. Hoffentlich kannst du schlafen.«

»Du willst...?«

»Klar.« Ong-Pal legte den Bohrer zur Seite und ließ sich auf das Stroh fallen. »Wir werden in der Nacht zuschlagen. Du kannst ja noch die Kanonen überprüfen.«

»Mach ich.«

Ong-Pal hörte die Antwort nicht mehr, er war bereits eingeschlafen. Auch der Afghane legte sich nieder, seine rechte Hand jedoch lag auf dem Griff des schweren Revolvers.

Der Tag neigte sich dem Ende zu. Die langen Schatten der Nacht krochen über den Himmel, füllten das gesamte Hochtal aus und erreichten auch das Kloster, das sie mit einer dunkelgrauen Decke überzogen. Die Tiere legten sich zur Ruhe, die Stille des Hochtals wurde noch intensiver.

Auch die Männer schliefen, bis plötzlich ein Gong ertönte, dessen langgezogenes Echo durch die Gänge des Klosters hallte. Sofort waren die Diebe voll da. Ghaliwa hatte den Revolver in der Hand und richtete die Mündung auf den Ausgang.

Dort bewegte sich nichts.

Aber auf dem Gang waren Schritte zu hören. Tappende Geräusche.

Die beiden Diebe saßen auf ihren Strohlagern. Die Kerzenflamme war zum Teil heruntergebrannt, sie flackerte, weil sie bereits mit dem flüssigen Fett in Berührung kam.

Keiner kümmerte sich um die Gäste, die Mönche hatten ihre Aufgabe, der sie nachkamen.

Ong-Pal stand auf und schob den Vorhang ein winziges Stück zur Seite.

Jetzt konnte er in den Gang schauen.

»Sie gehen alle in eine Richtung«, sagte er. »Wahrscheinlich zur Beerdigung.«

»Natürlich, das hatte ich vergessen«, sagte Ghaliwa. »Dann können wir ja bald...«

»Genau.«

Die Männer warteten noch eine Viertelstunde. Im Kloster wurde es wieder still. Wahrscheinlich hielten sich die Mönche jetzt im Innenhof auf.

Ong-Pal rauchte eine Zigarette. Als er aufgeraucht hatte, erhob er sich. »Alles klar«, sagte er mit leiser Stimme. »Wir können.«

Ghaliwa stand ebenfalls auf. Die Parkajacke hatte er nicht geschlossen. Er wollte so rasch wie möglich an seine Waffe kommen.

Ong-Pal hatte den Vorhang bereits ein Stück zur Seite geschoben und peilte in den Gang.

»Nichts zu sehen«, meldete er. »Sie sind alle verschwunden.« Er drehte den Kopf und nickte dem Afghanen zu, »Los jetzt, Partner. Die packen wir schon.«

Vor den Mönchen hatten sie keine Angst. Es waren Menschen, die auf jegliche Gewalt verzichteten und auch im Kugelhagel starben, ohne einen Laut von sich zu geben.

Ong-Pal und Ghaliwa würden rücksichtslos von der Waffe Gebrauch machen, wenn sich ihnen jemand in den Weg stellte. Sie waren darauf vorbereitet.

Allerdings sah es so aus, als würden sie ohne große Schwierigkeiten den Weg zum goldenen Buddha schaffen. Sogar Ghaliwa steckte seinen Revolver weg.

Ong-Pal hatte die Führung übernommen. Er bewegte sich geschmeidig und lautlos durch den Gang. Auch sein Partner verursachte keine Geräusche. Immer wenn sie an den Kerzen vorbeistrichen, begannen die kleinen Flammen zu flackern. Vor der

Tür, die in die große Halle führte, blieben sie stehen. Ong-Pal leckte über seine Lippen. Ein Zeichen, dass auch er Nerven zeigte. Es war schließlich nicht jedermanns Sache, fast am Ende der Welt zu sein und dazu noch gegen eine feindliche Umwelt zu kämpfen. Ghaliwa zog seinen 38er. Auf dem Schwarzen Markt hatte er sich diese Waffe besorgt. Damit deckte er Ong-Pal den Rücken, als der Tibeter die helle Holztür aufzog.

Von den Mönchen war weder etwas zu hören noch zu sehen. Wenn sie die Halle wirklich durchquert hatten, so war keine Wache zurückgeblieben.

Die beiden Diebe sahen keinen Menschen.

Nur die Rückseite des Buddha. Und der Anblick dieser goldenen Statue ließ die Herzen der Männer höher schlagen. Am liebsten hätten sie den Buddha vollständig mitgenommen. Leider war das nicht möglich.

Ong-Pal betrat als erster die Halle. Er ging auf Zehenspitzen über den flachen Holzboden, der in seiner handwerklichen Pracht wohl einmalig auf der Welt war.

Hoch wuchs der Buddha vor ihnen auf. Sie umgingen die Statue und blieben davor stehen.

Fast andächtig schauten sie in das Gesicht, wo die kostbaren Diamant-Augen funkelten und gleißten. Ihre Beute, die jetzt so nah war. Was vor ihnen lag, war ein Kinderspiel zu dem, was sie schon hinter sich hatten. All die Strapazen, die Kraft, die dieses halsbrecherische Unternehmen gekostet hatte.

Ein seltsamer Geruch schwängerte die große Halle. Eine Mischung aus Räucherstäbchen und ranzigem Fett. Unangenehm stieg er den beiden Männern in die Nase.

Kein Mönch hielt sich in der Halle auf. Dafür hörten sie die Männer.

Von draußen drang ihr eintöniger Singsang bis in die Halle herein,

die doch mehr ein Tempel war. Der Singsang wurde hin und wieder vom Klappern der Gebetsmühlen unterbrochen. Die Mönche brachten ihren Bruder unter die Erde.

Erst jetzt sahen die beiden Diebe die Aushöhlungen im Holzboden.

Sie befanden sich zu den Füßen der Statue und waren mit kleinen, ovalen Schalen gefüllt, in denen ein glimmendes Pulver lag, das den Rauch abgab.

Ghaliwa senkte den Blick und schaute in die kleinen Schalen hinein.

Das Pulver schimmerte weiß-gelb, als wären darin Knochen zerrieben worden. Der Afghane kannte die Bräuche der Buddhisten nicht, konnte sich aber gut vorstellen, dass es Menschenknochen waren.

Ong-Pal war bereits über die Schalen geklettert und stand direkt vor dem großen Buddha.

Er schaute hoch und suchte nach dem bequemsten Aufstieg, um an die Augen zu gelangen.

Fast schien es ihm, als würde der Buddha ihn anschauen. Warnend sogar, doch Ong-Pal ignorierte das Gefühl und holte stattdessen den Diamantbohrer hervor.

»Ich klettere hoch«, sagte er, streckte seine Arme aus, fand einen Halt und zog das linke Bein vor. Er gab sich Schwung und stand auf den übereinandergelegten Armen. Seine Füße befanden sich dabei dicht neben dem Totenschädel.

Auch jetzt war es ihm nicht möglich, die Augen zu erreichen, sie lagen zu hoch.

Ghaliwa schaute zu, wie sein Partner auf den angewinkelten Armen Halt suchte und auch fand. Es schien also besser zu gehen, als es den Anschein hatte.

Ong-Pal blickte nach unten. »Alles klar soweit«, meldete er. »Von hier aus komme ich an die Klunkerchen.« Er lachte leise. Dann nahm

er den Bohrer in die rechte Hand, streckte den Arm aus und schaltete das Gerät ein.

Ein leises Summen ertönte, das jedoch im monotonen Singsang der Stimmen unterging.

Der Mann setzte den Diamantbohrer an das linke Auge des Buddha.

Das Gold gab sofort nach, und Ong-Pal wunderte sich, wie leicht die Schneide in das Gold drang. Als wäre es butterweich, so gut kam er durch. Seine strichdünnen Lippen verzogen sich zu einem harten Grinsen. Er drehte den Kopf und meldete, dass alles in Ordnung sei.

Ghaliwa nickte. Er beobachtete gleichzeitig seinen Kumpan und auch den Ausgang, denn beide wollten auf keinen Fall von den Mönchen erwischt werden.

Ong-Pal arbeitete wie ein alter Profi. Geschickt schnitt er mit dem Bohrer das Auge aus der Höhle und hätte am liebsten einen Freudenschrei ausgestoßen, als der Diamant in seine offene Handfläche fiel, wo er liegenblieb.

»Der erste«, sagte Ong-Pal und kicherte dazu. »Wäre doch gelacht, wenn wir das Kind nicht schaukeln würden.«

Er ließ den Diamanten fallen, und Ghaliwa fing ihn geschickt auf. Er schaute ihn sich genau an, bevor er ihn in seiner Parktasche verstaute. Ong-Pal musste sich ein wenig nach links bewegen, wenn er an das zweite Auge heran wollte. Das war schwierig, weil die Arme vorn an den Händen schmaler zuliefen. Ong-Pal fand nicht die Standfestigkeit wie bei dem ersten Auge.

Es musste auch so klappen.

Wieder surrte der Bohrer. Und abermals fräste er sich in das Gold hinein, als wäre kaum Widerstand vorhanden. Dieser Bohrer war von einer wirklich ausgezeichneten Qualität.

Ong-Pal schwitzte. Die ungewohnte Haltung machte ihm ein wenig zu schaffen. Einmal gab er nicht acht und schnitt in den Edelstein hinein, wobei er einen wilden Fluch ausstieß.

»Was ist?« rief Ghaliwa.

»Alles klar. Ich mache weiter.«

Ong-Pal war hart im Nehmen. So leicht gab er nicht auf. Er schaffte es tatsächlich, auch das zweite Auge herauszuschneiden. »Ich hab's!« rief er.

Ghaliwa hob beide Hände. Er fing auch das zweite Auge auf, das ihm sein Kumpan zuwarf.

»Das war's«, sagte er und wollte noch etwas hinzufügen, als sein Blick die leeren Augenhöhlen traf.

Ong-Pal erstarrte vor Schreck und Grauen. Die Augenhöhlen waren nicht mehr leer. Etwas geschah mit ihnen, und er hatte das Gefühl, als würde er dabei in zwei tiefe Schächte schauen, die sich langsam mit einer roten Flüssigkeit füllten.

Mit Blut!

Gleichzeitig fühlte er, wie sich die Figur erwärmte, als würde sie unter dem Gold leben und wären dort Haut, Blut, Adern, Venen. Das Grauen schlich sich durch den Körper des Mannes.

Er merkte, wie er fröstelte. Die Gänsehaut begann in seinem Nacken und kroch den Rücken hinab.

Dieser Buddha war ihm plötzlich unheimlich geworden.

Er erinnerte sich wieder der alten Legenden. War doch etwas Wahres daran? Auf jeden Fall mussten sie so rasch wie möglich weg, auch wenn es tiefste Nacht war. Hier wollte Ong-Pal auf keinen Fall länger bleiben.

»Ich springe!« rief er seinem Kumpan zu, der zwei Schritte nach hinten trat und wohl bemerkt hatte, dass etwas nicht stimmte, aber keine Fragen stellte.

Ong-Pal stieß sich ab. Jetzt räumte er den Platz, und nun sah es auch Ghaliwa.

Die Augenhöhlen, in denen zuvor die Diamanten gesessen hatten, waren bis zum Rand mit Blut gefüllt. Nicht nur das. Das Blut bahnte

sich seinen Weg aus den Augen und lief in dicken Schlieren an der goldenen Gesichtshaut des Buddha entlang. Ein Gott starb.

Starb er wirklich?

Ong-Pal war gesprungen, aber er hatte in der Eile den Sprung falsch berechnet. Anstatt vor den Schalen landete er mit einem Fuß in der Schale. Er knickte so unglücklich um, dass er nach hinten kippte, sich nicht halten konnte, den Fuß dabei in der Schale mit dem glimmenden Material verklemmte und hart auf den Rücken krachte, wobei sein Fuß steckenblieb. Er selbst aber schlug mit dem Hinterkopf gegen die Buddhafigur, wurde jedoch nicht bewusstlos.

Er spürte nur den rasenden Schmerz in seinem rechten Bein. Die Erkenntnis, sich den Fuß gebrochen zu haben, strahlte wie ein Blitzschlag in seinem Gehirn auf.

Er stöhnte. Vom Kopf strömte der Schmerz durch seinen Körper. Am Bein geschah das gleiche, und beide Schmerzquellen trafen sich in der Körpermitte.

»Ghaliwa«, keuchte er, »verdammst, Ghaliwa, unternimm etwas!« Rote Nebel wallten vor seinen Augen. Er sah den vor ihm stehenden Mann nur unscharf, wie inmitten einer Nebelspirale stehend.

»Hilf mir doch!« krächzte er. »So hilf mir...«

Ghaliwa hatte keinen Blick für seinen verletzten Kumpan. Er achtete auch nicht darauf, dass der Singsang verstummt war, er hatte nur Augen für den Buddha.

Denn der rührte sich.

Der riesige Buddha schien von innen her einen gewaltigen Druck zu bekommen, wobei er aufstöhnte und in den Schultern erbehte. Ja, er behte in der Tat.

Und er hob seinen rechten Arm.

Hatte er beide Arme vor Sekunden noch über der Brust verschränkt gehabt, so löste er jetzt den rechten, wobei der Totenschädel in seine linke Handfläche fiel und dort liegenblieb. Langsam hob er den Arm

hoch. Wie jemand, der erfroren war und nur allmählich auftaute.

Irgendwo knirschte und knisterte es auch. Ghaliwa glaubte, dass der Goldüberzug jeden Augenblick abspringen würde, was jedoch nicht geschah.

Er blieb auf der Figur. Auch als der Arm so hoch geriet, dass sich die Hand etwa in Schulterhöhe befand.

Dann fiel sie blitzschnell nach unten.

Ong-Pal musste irgendetwas gespürt haben, denn er warf den Kopf herum und sah die Pranke.

Sein Schrei gellte auf. Er hallte schaurig durch den Tempel und verstummte erst, als die gewaltige Pranke des unheimlichen Buddha in sein Gesicht klatschte und von seinem Kopf nur noch eine breiige Masse zurückblieb.

Das alles sah Ghaliwa. Er hatte viel in seinem Leben durchgemacht, doch was man ihm jetzt bot, war zuviel. Das konnte es nicht geben, das war Horror, Grauen...

Er warf sich auf der Stelle herum. Vergessen war Ong-Pal, vergessen war der Buddha, er wollte nur weg. Weg von dieser Stätte des Grauens, vor der die alten Legenden gewarnt hatten.

Nach zwei Schritten blieb er stehen, als hätte eine Wand ihn aufgehalten. Weit riss er die Augen auf, doch es war keine Täuschung, was er sah.

Vor ihm standen die Mönche wie eine Wand. Und sie alle hatten die goldenen Köpfe des Buddha...

London im Winter!

Schnee, Regen, nasse Straßen, Glatteis. Kein Vergnügen für Autofahrer. Viele kamen zu spät, und auch ich gehörte zu denjenigen, die nicht pünktlich waren. Ein Verkehrsunfall hatte mich aufgehalten.

So trudelte ich eine Viertelstunde nach Arbeitsbeginn ein. Zusammen mit einigen anderen Kollegen.

Angerufen hatte für mich noch niemand, sonst hätte mir der Kollege am Empfang Bescheid gegeben. So fuhr ich hinauf in mein Büro. Wie es der Teufel will, als ich den Fahrstuhl verließ, stand mein Chef, Superintendent Sir James Powell, vor mir. Demonstrativ blickte er auf seine Uhr und sagte nur: »Mahlzeit!«

»Oh.« Ich tat völlig unschuldig und riss meine Augen auf. »Soll ich schon wieder zum Essen gehen?«

»Das ist der Gipfel. Sie sind zu spät gekommen, mein Lieber«, hielt mir Sir James vor.

»Ja, das kann passieren.«

»Mehr haben Sie nicht zu sagen?«

Himmel, hatte der Alte wieder eine schlechte Laune. »Ich kann ja meinen Urlaub nehmen, der mir vom vergangenen Jahr noch zusteht. Und auch den vom vorvorigen Jahr. Wenn ich mich nicht irre, ist da auch noch etwas übrig.«

»Unterstehen Sie sich.«

»Dann möchte ich jetzt zu meinem Arbeitsplatz gehen«, sagte ich. »Ist Miss Perkins schon da?«

»Ja, sie war pünktlich. Im Gegensatz zu Ihnen.« Sir James ließ mich stehen.

Egal, dieser alte Griesgram konnte mich mal. Ich zog den Mantel aus, hängte ihn mir über die Schulter und stieß die Tür zum Vorzimmer auf.

Glenda stand vor der Kaffeemaschine und schenkte sich soeben die erste Tasse ein.

Das hübsche Mädchen zuckte zusammen, als ich so stürmisch die Tür aufriss. »Himmel, haben Sie mich erschreckt, John.« Sie bekam auf ihren Wangen niedliche rote Flecken.

»Jetzt weiß ich auch, weshalb ich mich verspätet habe«, sagte ich lachend.

»Und warum?«

»Wegen des Kaffees. Ich wusste, dass er erst jetzt fertig sein würde.«

Glenda nickte. »Sie bekommen auch eine Tasse, wenn Sie...«

»Wenn ich was?«

»Wenn Sie für die nächsten Monate etwas in die Kaffeekasse stecken, mein Lieber.«

»Erpresserin.«

»Nein, nur Hausfrau.«

Ich zog meine Geldbörse. »Sie sollten heiraten, Glenda.«

»Und wen?« Bei dieser Frage legte sie den Kopf etwas schief und schaute mich an.

Verdammt, ich wurde doch tatsächlich rot. »Also - ich kann Ihnen da nicht helfen.«

»Da bin ich anderer Meinung.«

»Ein Flirt am frühen Morgen bringt mittags Kummer und Sorgen«, dozierte ich und wedelte mit einer Fünf-Pfund-Note. »Das reicht, um als Teilhaber in ein Kaffeegeschäft einzusteigen.« Glenda nahm den Schein, faltete ihn zusammen und ließ ihn in einer Spardose verschwinden.

Schick sah sie wieder aus mit der roten, weit geschnittenen Schalbluse, die einen Stich ins Violette hatte, und dem dazu passenden grauen Wollrock.

»Neue Sachen?« fragte ich sie.

Glenda schenkte die Tasse voll. Während sie sie nur gab, meinte sie:

»Ein Weihnachtsgeschenk.«

»Oh. Welcher Glückliche hat Sie denn damit beehrt?«

»Wird nicht verraten.«

»Schade.«

Mit der Kaffeetasse in der Hand und dem Mantel auf der linken Schulter balancierte ich in mein Büro. Die Tür ließ ich offen. »Liegt

irgend etwas an?« rief ich in das Vorzimmer zurück, als ich die Tasse abstellte.

»Nein.«

»Phantastisch, dann kann ich es mir ja bequem machen.«

»Ich habe Ihnen eine Mappe auf den Schreibtisch gelegt. Spesenabrechnungen. Einige Sachen sind nicht genehmigt worden. Sie möchten mal den zuständigen Beamten anrufen.« Meine gute Laune war futsch. Immer das gleiche mit den Bürohengsten. Die taten, als würde ihnen das Geld gehören. Zuerst jedoch trank ich meine Tasse Kaffee und rauchte eine Zigarette, dann nahm ich mir die Mappe vor.

Der Kaffee war wie immer klasse. Ich lobte Glenda auch gebührend.

»Mit dem Kaffee müsste man auch die Automaten auffüllen«, sagte ich lachend.

»Lieber nicht, dann würden Sie ihn bald leid.«

»Auch wieder wahr.«

Zu den Spesen. Es war schon seltsam, was man mir da nicht alles anrechnen wollte. Das begann mit dem Kleidergeld und hörte mit einer Restaurantquittung auf. Der zuständige Verwaltungsbeamte, der die Dinge nicht genehmigt hatte, hieß Fatherstone. Den rief ich an.

Schon die Stimme war mir unsympathisch. Seidenweich und link. Ich schmetterte ihm mein »Sinclair« entgegen, was ihn zu einem erstaunten »Aha« veranlasste.

Dann ging es rund.

Schade, dass ich kein Tonband hatte, aber diese Witzblattfigur von Beamten, der in seinem Büro ein Aquarium stehen hatte, machte ich einmal linksgestrickt und einmal rechtsgestrickt fertig, so dass er kaum noch Luft holen konnte.

»Und wenn Sie mir die Spesen nicht genehmigen«, blaffte ich ihn zum Schluss an, »dann schicke ich Sie in die Schusslinie. Dann

können Sie sich mal an der Front herumschlagen, anstatt mit Ihrem dicken Hintern auf dem Stuhl zu kleben.«

Er schnappte nach Luft wie einer seiner Fische, wenn Fatherstone ihn aus dem Aquarium geholt hatte.

»Ziehen Sie Ihre Unterschrift zurück?« fragte ich.

»Ja - ja, Sir.« Er sagte sogar Sir zu mir. Manchmal hilft ein reinigendes Donnerwetter.

Als ich den Hörer auf die Gabel legte, grinste ich schon wieder. Ich gab die Sachen meiner Sekretärin rüber. »Das können Sie abhaken, Glenda.«

»Erledigt?« Sie lächelte.

»Haben Sie nicht mitgehört?«

»Ja.«

»Dann ist ja alles klar.« Ich wollte noch etwas sagen, doch mein Telefon meldete sich. Rasch lief ich in mein Zimmer zurück und hob ab.

Suko war am Apparat.

»Hast du Sehnsucht?« fragte ich ihn.

»Nein.«

»Sondern?«

»Ich möchte dich besuchen, John. Allerdings nicht allein. Bei mir ist ein Freund aus Tibet. Er will unbedingt mit uns reden, denn da sind Dinge geschehen, die dich vielleicht interessieren könnten.«

»Ihr kommt her?«

»Wenn es dir recht ist?«

»Natürlich.«

»Dann bis gleich.« Suko legte auf.

Ich war überrascht. Mein Partner brachte Besuch aus Tibet mit. Wie kam er denn da ran? Doch bei Suko brauchte man sich eigentlich nicht zu wundern. Wen der in London alles kannte, das war schon fast phänomenal. Vor allen Dingen seine Vettern. Er musste davon

Hunderte haben, denn die Chinesen schienen mir allesamt miteinander verwandt zu sein. Da kannte jeder jeden.

»Bekommen Sie Besuch?« fragte Glenda und blieb an der Tür stehen.

»Ja.«

»Soll ich Kaffee machen?«

»Nee«, erwiderte ich grinsend. »Lieber Tee. Aber tibetanischen, das ist wichtig...«

Ghaliwa, der Mann, der die Augen des goldenen Buddha in den Taschen trug, wagte kaum zu atmen. Er sah nichts anderes als nur die goldenen Köpfe der Mönche.

Sie hatten sich verändert, waren eine Symbiose mit dem Buddha eingegangen und standen in seinen Diensten. Das Gewicht der beiden Diamanten schien um das Dreifache zu wachsen. Am liebsten hätte Ghaliwa sie in die Hände genommen und weggeschleudert, doch er beherrschte sich, denn ihm fiel die Waffe ein, die er immer noch bei sich trug: der 38er Smith & Wessen. Wie es schien, waren die anderen unbewaffnet. Jedenfalls trugen sie keine sichtbaren Waffen.

Ghaliwa, der Afghane, griff unter die Jacke. Mit einer fließenden Bewegung zog er den Revolver. Jetzt fühlte er sich wieder etwas besser. Das Metall gab ihm die alte Sicherheit zurück. Sechs Kugeln steckten in der Trommel, damit konnte er sechs von diesen Kerlen auf die lange Reise schicken. Und wenn alle Stricke rissen, hatte er auch noch sein Messer.

Schaurig sahen die Mönche schon aus. Normale Menschen mit diesen schrecklichen goldenen Köpfen. Es schien, als hätte jemand über die Haut einen Film aus Blattgold gelegt. Der sich auch bewegte, sobald die Mönche ihre Gesichtsmuskeln spielen ließen.

»Aus dem Weg!« schrie der Afghane die Mönche an. Da fiel ihm ein, dass sie ihn nicht verstanden. Dafür ging er zwei Schritte vor

und wedelte mit der Waffe. Er führte sie im Halbkreis und stieß zischende Laute aus.

Die Mönche rührten sich nicht.

Ghaliwa wurde klar, dass er ein Exempel statuieren musste, wenn er hier rauskommen wollte. Von allein gingen die Mönche nicht aus dem Weg. Und er hatte auch keine Lust, so dicht vor dem Ziel aufzugeben, denn schließlich steckten die beiden Diamanten in seinen Taschen.

Ghaliwa hob die Waffe ein wenig an. So konnte er besser zielen. Und er nahm einen Mönch aufs Korn, der ungefähr in der Mitte stand. Den wollte er packen.

Er warnte nicht noch einmal, sondern schoss.

Die Kugel fauchte aus dem Lauf, das Echo des Schusses rollte durch die Tempelhalle, und der Mönch, den Ghaliwa aufs Korn genommen hatte, bekam einen ungeheuren Schlag gegen den Kopf und wurde zurückgeworfen.

Ghaliwa hörte das Singen, als die Kugel aufprallte, er rechnete auch damit, dass der Mönch fallen würde, doch er blieb auf den Beinen.

Von der Aufprallwucht torkelte er zwar zurück, fing sich aber wieder und richtete sich auf. Zwischen seinen Augen, wo die Kugel getroffen hatte, war die Stirn etwas eingedrückt.

Sonst hatte sich nichts verändert. Diese Mönche müssen mit dem Scheitan, dem Teufel, im Bunde stehen, dachte Ghaliwa, und es wurde ihm klar, dass er es verdammt schwer haben würde, aus diesem Kloster zu verschwinden. Die Waffe nützte ihm nichts. Er hatte ja gesehen, dass die Kugeln den Mönchen nichts anhaben konnten.

Ghaliwa versuchte es trotzdem. Er war zwar der große Schweiger, aber wenn er handelte, dann war er schnell und flink wie eine Bergkatze. Geduckt und etwas breitbeinig blieb er vor der Kette

seiner Gegner stehen, federte in den Knien nach, und dann stieß er sich ab.

Er schoss nicht mehr, sondern rannte selbst auf die Kette der Mönche zu.

Er kam wie ein Rammbock. Beide Arme hatte er weit vorgestreckt, wuchtete seinen Körper in die Wand aus Leibern und schleuderte sie auseinander.

Die Mönche kippten nach links und rechts weg. Andere wollten zu Hilfe eilen. Ghaliwa sah ihre goldenen Gesichter dicht vor seinen Augen, und er hieb wieder zu.

Mit dem Waffenlauf führte er einen ungeheuren Rundschlag, der zwei Mönche buchstäblich von den Beinen riss und über den Boden schlittern ließ.

Dann war der Weg frei.

Zum Glück hatte sich Ghaliwa gemerkt, wo sie hergekommen waren.

Er musste die Treppe erreichen, hoch rennen und den Ausgang finden. Ghaliwa nahm sich sogar noch die Zeit, zurückzuschauen.

Die von ihm niedergeschlagenen Mönche hatten sich wieder erhoben und beteiligten sich ihrerseits an der Verfolgung des Diebes. Sie wollten nicht aufgeben, sondern den Frevler fangen. Der Afghane biss die Zähne zusammen. Die Stufen nahm er in langen Sprüngen, immer drei auf einmal. Er war schneller als die Mönche, doch dann sah er oberhalb der Treppe den Schatten eines Mannes. Er stand im Gegenlicht der Kerze, der Schatten fiel dabei auf die Stufen, wo er sich zu einem bizarren Muster verformte. Und der Mönch hielt etwas in der Hand. Einen langen Gongschläger, auf dessen Ende eine große Kugel steckte.

Damit holte er aus.

Ghaliwa feuerte ohne zu überlegen. Vor der Mündung stach es gelbweiß auf. Das schwere Geschoss traf den Körper des Mönchs

und schleuderte den Mann zurück, bevor er zuschlagen konnte. Ghaliwa lachte wild auf. Ja, so musste es sein. Jetzt hatte er sich den verdammten Weg freigeschossen.

Weiter!

Ein letzter gewaltiger Sprung, und er hatte die Treppe hinter sich gelassen.

Diesmal drehte er sich nicht um. Er rannte an dem Mönch vorbei, der zu Boden gefallen war und ihn aus glanzlosen Augen anstierte. Der Schläger war ihm entfallen. Eine Hand hielt er gegen seinen Leib gepresst. Der Afghane sah es rot zwischen seinen gespreizten Fingern hindurchsickern.

Waren die Kerle doch zu töten? Er machte sich keine weiteren Gedanken mehr, sondern jagte weiter. Nur raus aus diesem verdammten Kloster. In den Bergen würde er schon weiterkommen, den Weg kannte er schließlich. Sein Gepäck ließ er liegen.

Er keuchte. Dieses lange Laufen zehrte auch an seiner Kondition. Die dünne Luft machte ihm zu schaffen.

Das ansonsten stille Kloster befand sich in einem regelrechten Aufruhr. Die den Afghanen verfolgenden Mönche schrien sich gegenseitig die Befehle zu. Sie wollten den Mann haben, der den großen Frevel begangen hatte.

Ghaliwa hetzte den Gang entlang, wo die zahlreichen Bilder mit den Buddhamotiven hingen. Ganz in der Nähe musste die Tür sein, die nach draußen führte.

Der Dieb verlangsamte seinen Lauf ein wenig, weil er sich orientieren wollte.

Auf der rechten Seite fand er sie.

Verschlossen war sie nicht. Er riss sie auf und hätte vor Freude jubeln können, als die kalte Nachtluft sein Gesicht traf. Vor sich sah er die lange Steintreppe, die in den Innenhof führte. Über ihm spannte sich unendlich weit der dunkle Himmel, der auf ihn einen

samtenen Eindruck machte. Zahlreiche Sterne funkelten in der kalten Pracht des Weltraums.

Ghaliwa interessierte dieses Bild nicht. Für ihn zählte allein die Flucht aus diesem verdammten Kloster.

Er stolperte die Treppe hinab. Hier musste er achtgeben, da kein Geländer vorhanden war. Trotzdem nahm er zwei Stufen auf einmal und kam auch glücklich im Innenhof an.

Dort befanden sich die Gräber. Das letzte war noch nicht zugeschüttet. Ghaliwa konnte auch nicht sehen, ob die Leiche bereits in der feuchten Erde lag, es war ihm auch egal. Für ihn zählte nur, dass er das Tor so rasch wie möglich aufbekam.

Er lief hin. Die Waffe brauchte er im Moment nicht und steckte sie in den Gürtel.

Riesig kam ihm der Balken vor. Doch wenn es ein Mönch allein schaffte, dann musste er es auch packen. Mit beiden Händen fasste er zu, ging etwas in die Knie und drückte seinen Körper hoch, so dass er gleichzeitig den Balken aus den Haken hob.

Es klappte nach einem zweimaligen Versuch. Der schwere Holzbalken dröhnte dicht neben ihm zu Boden, während an der Außentreppe die ersten Verfolger auftauchten.

Für Ghaliwa wurde es Zeit.

Er sah an der Tür einen dicken Holzgriff und umspannte ihn mit beiden Händen. Dabei stemmte er die Hacken in den Boden, lehnte sich nach hinten und zog.

Verdammt, die Bohlentür war schwer. Ghaliwa musste alle Kraft aufbieten, um sie spaltbreit zu öffnen.

Er fragte sich, wie ein Mönch das so leicht schaffte.

Aber es gelang.

Die ersten Verfolger hatten die Treppe noch nicht hinter sich gebracht, als der Afghane durch den Spalt schlüpfte und in die Nacht hineinrannte.

Er hatte es geschafft.

Ghaliwa stieß den wilden Siegeschrei eines afghanischen Bergstammes aus, als er über das erste Geröll hetzte und direkten Kurs auf den Steinwall nahm, den er überklettern musste.

Er rannte nicht zu schnell, denn dann kam er zwar zuerst rascher weg, er würde aber auch schnell ermüden.

Der Afghane erinnerte sich wieder der alten Tugenden seines Stammes und verfiel in einen Dauerlauf, den er stundenlang beibehalten konnte, ohne groß zu ermüden. Es war natürlich schwer, auf dem Gelände zu laufen, denn der Weg war keinesfalls eben, sondern mit Steinen und Gletschergeröll übersät. Er rechnete stark damit, dass die Mönche zurückbleiben würden, doch als er einen Blick über die Schulter warf, da übersprang sein Herz vor Schreck fast einen Schlag.

Die Mönche folgten ihm.

Sie hatten sogar Fackeln angezündet, deren Lichter geisterhaft fahl durch die Nacht flackerten.

Für den Afghanen gab es keine andere Möglichkeit. Er musste sich auf eine lange Verfolgung gefasst machen, wobei er ein Manko hatte. Die Mönche kannten sich hier viel besser aus.

Es würde hart werden.

Ghaliwa schüttelte die trüben Gedanken ab und blieb auch bei seinem ursprünglich eingeschlagenen Weg.

Er schaute nur hin und wieder zurück, um zu sehen, ob sich die Verfolger geteilt hatten. Das schien nicht der Fall zu sein, denn die Fackeln blieben auf einer Linie. Andere Mönche konnten sich natürlich längst abgesetzt haben, um ihn in die Zange zu nehmen, aber das musste man erst einmal sehen.

Seine Chancen schätzte Ghaliwa als durchaus positiv ein. Es war nicht das erste Mal, dass man ihn hetzte. In seiner Heimat war er vor Jahren von Polizeitruppen gejagt worden. Und zwar hoch oben am

Kyber-Pass, wo das Gelände ebenso rau und unwirtlich war wie hier.

Und er war den bewaffneten Häschern entkommen, obwohl es manchmal verdammt knapp gewesen war.

Aber diese Mönche standen mit den Geistern der Finsternis in Verbindung, was wiederum schlecht war. Sie konnten die Götter der Hölle um Hilfe anflehen. Wenn die auf ihrer Seite standen, hatte Ghaliwa keine Chance.

Stunden vergingen. Die Distanz zwischen dem Afghanen und seinen Verfolgern blieb gleich. Die Mönche waren auch nicht schneller als er, was Ghaliwa sehr beruhigte.

Er hatte nur einen ungeheuren Durst. Aber anzuhalten, um an irgendeinem Bach zu trinken, traute er sich nicht.

Er wollte weiter und erreichte auch den Steinwall.

Eine schwierige Kletterei begann. Ein paar Mal rutschte er, gab trotzdem nicht auf und schaffte es, den gewaltigen Wall zu überklettern. Als er oben war, blieb er erschöpft liegen und schaute zurück.

Die Verfolger hatten den Wall noch nicht erreicht. Weit hinter sich sah er den Fackelschein. Nein, die verdammt Mönche mit den goldenen Gesichtern sollten ihn nicht kriegen. Er fühlte nach, ob die Diamanten noch da waren. Ja, sie lagen in seinen Taschen. Die Beute!

Und er würde die Belohnung für sich allein haben. Ong-Pal war tot. Man würde ihn irgendwo verscharren.

Wild und hemmungslos lachte er auf. Die Erleichterung musste sich einfach Bahn brechen. Und er schleuderte sein Lachen den Verfolgern entgegen, bevor er sich an den Abstieg machte. Der war nicht so schwierig wie der Aufstieg, obwohl ihn einmal fallendes Geröll von den Beinen riss und Hautabschürfungen hinterließ. Bei der nächsten Wasserstelle stärkte er sich.

Mit dem Gesicht legte er sich in den reißenden Gebirgsbach, bevor er wieder auf die Beine kam und seine Flucht fortsetzte. Von den Verfolgern sah er nichts mehr.

Sie hatten es aufgegeben.

Ghaliwa aber schaffte es. Er, der Mann der Berge, brachte es fertig, in fünf Tagen die erste bewohnte Ortschaft zu erreichen, wo er angestarrt wurde wie ein Geist.

Er schloss sich einer Karawane an, die in die nächste Stadt wollte, weil dort Markt war. Und hier gab es auch eine Eisenbahn, die ihn sogar über die Grenze nach Nepal brachte.

Die Steine hatte er. Niemand würde sie ihm jetzt noch wegnehmen. Er ahnte allerdings nicht, welch weltweite Konsequenzen dieser Raub haben würde...

Suko kam sehr schnell, und er brachte seinen exotischen Besuch mit.

Es war ein Mönch.

Glenda bekam ebenso Stielaugen wie ich, als Suko - er trug seine Lederkleidung - mit dem Mönch mein Büro betrat. Der Mann hatte einen völlig kahlgeschorenen Kopf, gültige Augen, ein Lächeln auf dem Gesicht, trug ein gelbes Gewand, das eine Schulter freiließ, und an den Füßen Sandalen. Wenn der mit Suko auf der Harley gekommen war, hatten die beiden sicherlich einen Verkehrsstau verursacht.

Suko stellte ihn vor. »Das ist Tai Pe, der Erhabene.«

Der Mönch verbeugte sich. Ich hatte ihm schon die Hand drücken wollen, zog sie aber zurück.

Suko setzte sich auf einen Stuhl, während der Mönch auf dem Boden Platz nahm und die Arme vor der Brust verschränkte. Ich amüsierte mich innerlich. So etwas hatte ich auch noch nicht erlebt.

Glenda Perkins fragte: »Was ist denn nun mit dem Tee?«

»Wollen Sie Tee?« fragte ich Tai Pe.

Der Erhabene schüttelte den Kopf und lehnte dankend ab. »Aber wenn Sie ein Glas Wasser hätten...«

»Natürlich. Glenda, bitte...«

»Ja, ja, ich hole es schon.«

Tai Pe sprach ein lupenreines Englisch, so wie es auf den bekannten Unis gelehrt wurde. Er war wirklich ein Mensch, vor dem man Achtung haben konnte, das sah ich auf den ersten Blick. Ich schaute Suko an.

»Worum geht es denn?«

Suko warf Tai Pe einen Blick zu. »Es ist besser, wenn er beginnt, weil er die Verhältnisse in Tibet genau kennt.«

»Dann mal los«, sagte ich forsch.

Der Erhabene nahm allerdings erst einen Schluck Wasser, stellte das Glas dann vorsichtig neben sich und begann zu reden.

»Seit einigen Jahren lebe ich in London. In einer tibetanischen Kolonie, wie Sie sagen würden. Aus meiner Heimat bin ich vertrieben worden, weil dort die Machthaber des roten China immer mehr Einfluss gewannen. Das war noch zu Maos Zeiten, jetzt allerdings hat sich der Einfluss gelockert. Nun, ich will mich nicht mit langen politischen Kommentaren aufhalten, sondern zum eigentlichen Grund meines Besuches hier kommen. Meine Brüder und ich wissen, was in London vor sich geht, und sie wissen auch, welche Funktion unser Freund Suko bei Ihnen hier hat. Er ist ein großes Vorbild unserer Rasse geworden, denn er bekämpft die Mächte des Bösen. Ich habe seit meiner Jugend zwanzig Jahre in einem weltabgeschiedenen Kloster gelebt. Meine Brüder und ich haben dort gebetet, gefastet und die Lehren Buddhas verbreitet. Wir vertieften uns in die Religion. Wir waren dort ungestört. Die Berge, der Mond, die Sonne, die Natur waren unsere Freunde. Es störte uns niemand, bis eines Tages die Rotchinesen einfielen. Erst dachten

wir, sie würden uns töten, aber sie interessierten sich lediglich für das Kloster, weil sie es zu einem militärischen Stützpunkt aus- und umbauen wollten. Diese Idee wurde jedoch nach einigen Monaten aufgegeben, doch hatten sie uns längst vertrieben. Wir zogen uns in die Berge zurück, dachten daran, ein neues Kloster zu bauen, bis wir hörten, dass unsere alte Betstätte verlassen war. Wir kehrten zurück und erlebten eine Enttäuschung. Das Kloster war bereits besetzt worden.«

Der Mönch machte eine kurze Pause und trank wieder einen kleinen Schluck Wasser, während ich mir eine Zigarette anzündete und auf den Fortgang der Geschichte gespannt war.

»Wie ich Ihnen schon sagte, war das Kloster besetzt. Diesmal allerdings von Mönchen. Das Kloster hätte Platz genug für uns alle gehabt, wenn uns nicht etwas gestört hätte. Es waren zwar Brüder von uns, doch sie hatten sich in die Einsamkeit zurückgezogen, um einem Götzen zu huldigen. Dem goldenen Buddha.«

Hier unterbrach ich den Erhabenen. »Ist das nicht egal? Es gibt doch zahlreiche Buddhas aus Gold?«

»Das stimmt, aber dieser Buddha ist nicht der echte. Er ist nicht geweiht. Der Sage nach stammt er zwar von Buddha ab, allerdings aus einer Nebenlinie seines Geschlechts. Buddha hatte eine große Verwandtschaft. Bevor er Asket wurde, so ist es überliefert, war er ein Freund der freien Sexualität. Es geht die Legende um, dass Buddha zahlreiche Söhne und Töchter gehabt haben muss. Und einer dieser Söhne ist der goldene Buddha, der während seines gesamten Lebens vom reinen Pfad der Tugend abwich und auch nie bereute. Er gründete eine Sekte und fand in einer Zeit voller Irrungen und Wirrungen zahlreiche Anhänger. Seine Lehren entsprachen genau dem Gegenteil der Lehren Buddhas, und er verbündete sich mit der schlimmen Göttin Kali, die ihm zwei rote Diamanten schenkte, in denen die Kraft der Hölle steckte. Vhylo, so hieß der goldene

Buddha früher, nahm die Diamanten an sich und erfüllte auch die Bedingungen, die damit verbunden waren. Er stach sich selbst die Augen aus und setzte die Diamanten ein. Seine Anhänger jubelten ihm zu, sie beteten ihn an, obwohl er nichts mehr sehen konnte, aber durch die Diamanten konnte er in die Welt der Finsternis schauen, in das Paradies des Teufels, wie Sie es nennen würden. Die Diener des Götzen gründeten Kloster und huldigten ihm. Er sei unsterblich, hieß es, und würde im Tod noch wachsen. Ein Widerspruch, der jedoch auf grausame Art und Weise gelöst wurde. Als er in hohem Alter starb, wuchs sein Körper tatsächlich um das Dreifache seiner ursprünglichen Größe. Seine Diener bauten Tragen und schafften ihn unter unsäglichen Mühen hinauf in die Berge zu diesem einsamen Kloster, das von den Rotchinesen verlassen worden war. Als wir den goldenen Buddha sahen, flohen wir, denn mit den Kräften des Bösen wollten wir nichts zu tun haben.«

»Warum goldener Buddha?« fragte ich.

»Weil Vhylko sein Leben lang nur nach dem Gold getrachtet hat. Als er starb, da kamen seine Anhänger, schmolzen das Gold und übergossen damit seine Leiche. Anschließend schafften sie den Buddha in das Kloster, wo er heute noch steht.«

»Dann ist er also tot«, sagte ich.

»So kann man es nennen, Mr. Sinclair.«

Ich lehnte mich zurück. »Aber Sie glauben nicht so recht daran?«

Tai Pe schüttelte den Kopf. »Nein, Mr. Sinclair. Wie ich schon sagte, hat sich Vhylko in seinem Leben mit der Göttin Kali verbündet. Sie wird ihn dazu gebracht haben, all die Dinge zu tun, die für den späteren Tod von großer Bedeutung sind. Er hat bestimmt Beschwörungen durchgeführt, hat die Mächte des Jenseits angefleht, damit sie ihm nach seinem Tod halfen.«

»Haben sie es getan?« fragte ich.

»Wahrscheinlich. Denn nicht umsonst leben in dem Kloster noch

immer Mönche, die ihn anbeten.«

»Haben diese Mönche eine Funktion?« wollte ich wissen.

»Ja und nein, Mr. Sinclair. Auf jeden Fall achten sie darauf, dass die alten Gesetze nicht unterwandert werden. Sie bereiten sich, wie ich hörte, für eine Rückkehr des goldenen Buddha vor. Und diese Rückkehr ist nicht mehr weit.«

»Was würde das bedeuten?«

»Solange er im Kloster bleibt, ist es nicht tragisch. Das würde uns nicht berühren, aber da ist etwas geschehen, was mich eigentlich zu Ihnen geführt hat. Die Augen des goldenen Buddha sind gestohlen worden.«

»Wann?«

»Vor kurzer Zeit. Meine Freunde und ich haben noch immer Verbindung nach Tibet. Irgendwie hat es sich herumgesprochen. Zwei Diebe sind in das Kloster eingedrungen und haben die Diamanten aus den Augen des goldenen Buddha gebrochen. Ein Dieb wurde getötet ein zweiter ist flüchtig. Und er hat die Augen.«

»Weiß man, wo er steckt?« hakte ich nach.

»Wahrscheinlich in Nepal.«

Ich dachte weiter und sagte: »Er wird die Diamanten nicht aus eigenem Antrieb gestohlen haben. Jemand hat ihm sicherlich den Auftrag dazu gegeben. Wissen Sie wer?«

»Nein.«

Zum ersten Mal mischte sich Suko ein. »Aber du hast doch eine Vermutung, Tai Pe?«

»Ja, das schon.«

»Dann raus damit«, lächelte ich.

Der Erhabene trank sein Glas leer. »Wie ich schon sagte, bedeutet der Besitz dieser Diamanten eine ungeheure Macht. Derjenige, der sie bei sich trägt, kann durch sie in die Hölle schauen und auch ihre Geheimnisse enträtseln. Es gibt nur wenige Menschen, die das

wollen. Einer davon ist Dr. Tod.«

Da war die Verbindung! Jetzt wusste ich mehr. Klar, Dr. Tod. Wer sonst hatte wohl Interesse, die Geheimnisse der Hölle kennenzulernen. Ein normaler Mensch nicht, den schreckte es ab, in die Hölle schauen zu wollen. Dr. Tod aber wollte Macht, immer mehr Macht, obwohl er sich mit Asmodina verbündet hatte, wobei ich mir allerdings nicht sicher war, ob die beiden sich wirklich so gut verstanden. Denn wenn Dr. Tod die Diamanten in die Hände bekam, konnte er unter Umständen so mächtig oder noch mächtiger als Asmodina werden.

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, und ich nickte dazu. Der Mönch lächelte.

»Dann war es doch gut, dass wir zu Ihnen gekommen sind«, sagte er mit leiser Stimme.

»Natürlich. Nur - wie haben Sie sich den Fortgang der Geschichte vorgestellt?«

»Wären Sie denn bereit, eine lange Reise zu unternehmen?« antwortete der Mönch mit einer Gegenfrage.

»Sie meinen, ich soll nach Tibet reisen?«

»Es wäre wichtig, wenn wir erst die Diamanten finden würden. Das heißt, wir müssten den Dieb ausfindig machen. Und der hält sich bestimmt nicht in Tibet auf. Wir vermuten ihn ja in Nepal. Er ist auch dort gesehen worden, zumindest ein Mann, der sich auffällig benommen hat, weil er schon mehrere Male nach einem gewissen Solo Morasso fragte.«

»Wo in Nepal hält er sich denn versteckt?« wollte ich wissen.

»Das liegt auf der Hand. In Katmandu, der Hauptstadt. Dort kann er am besten untertauchen.«

»Ich bin dafür, dass wir fliegen«, sagte Suko. »Tai Pe wird uns übrigens begleiten.«

Der Mönch nickte lächelnd.

»Fragt sich nur, wie wir das dem Alten beibringen können.«

»Was wollen Sie mir beibringen?«

Ich zuckte zusammen, als ich Sir James Powells Stimme vernahm.

Der Superintendent war eingetreten, ohne dass wir ihn gehört hatten.

Kopfschüttelnd schaute er sich um und deutete dann auf den Mönch.

»Warum sitzen Sie auf dem Boden?«

»Es gab nur zwei Stühle, Sir.«

»Erzählen Sie doch keinen Unsinn!« knurrte der Alte. »Wollen Sie hier einen Zirkus veranstalten?«

Ich stand auf. »Sir«, sprach in meinen Chef an, »kann ich mit Ihnen unter vier Augen reden?«

»Das wollte ich auch. Mr. Fatherstone rief mich an. Wegen der Spesen. Sie scheinen ja wieder allerhand Porzellan zerbrochen zu haben.«

»Ich nicht. Er. Aber diese Spesengeschichte ist unwichtig. Es geht um etwas ganz anderes. Und Sie sollten genau zuhören, Sir.« Der alte Griesgram hörte zu. Eine halbe Stunde später hatte ich die Erlaubnis für einen Flug.

»Über die Spesen aber reden wir, wenn Sie zurückkommen, John. Und viel Glück.«

»Danke.« Ich grinste. So war Sir James Powell. Er konnte es einfach nicht lassen.

Ghaliwa hatte es geschafft. Er war in Katmandu und genoss es, wieder unter Menschen zu sein. Die Reise ins Gebirge kam ihm wie ein unheimlicher Traum vor, aber sie war kein Traum, das spürte der Mann sehr deutlich.

Noch immer litt er unter den Nachwirkungen. Oft fühlte er sich verfolgt, sah in jedem Chinesen oder Tibeter einen potentiellen Feind. Einmal hatte nicht viel gefehlt, und er hätte durchgedreht, weil

ein Tibeter ihn ansprach. Er hatte schon die Hand an der Waffe gehabt, war aber dann zurückgezuckt.

Einen Mord konnte er sich in seiner Situation nicht leisten. Etwas kam ihm allerdings zugute. Sein Auftraggeber hatte ihn mit genügend Geld ausgestattet, so dass Ghaliwa sich neue Kleidung kaufen und sich in einem guten Hotel einquartieren konnte. In diesem seelenlosen Kasten fühlte er sich sicherer als in irgendeiner schmierigen Pension der Altstadt.

Von seinem Zimmer, das nach Norden lag, hatte er einen phantastischen Blick auf die Berge. Er sah die hohen, schneebedeckten Gipfel und den dichten Dschungel darunter, der wie eine grüne Matte wirkte. Sehnsucht allerdings verspürte er nicht mehr. Die Berge konnten ihm gestohlen bleiben. So schnell würden sie ihn nicht mehr dorthin kriegen. Die beiden Steine trug er immer bei sich. Er wollte sie nicht in den Hotelsafe geben, und auch das Zimmer erschien ihm als Versteck nicht geeignet.

Man war ihm auf der Spur.

Das wusste er, denn Ghaliwa hatte in der langen Zeit so etwas wie einen Instinkt entwickelt. In der Umwelt lauerten Gefahren, das war ihm klar geworden. Er konnte sie nur noch nicht greifen, nicht packen, obwohl sie existent waren.

Wenn sich doch endlich sein Auftraggeber melden würde, dann war alles gut, aber der ließ sich nicht blicken, obwohl der Zeitpunkt eines Treffs schon vorüber war.

Ghaliwa hockte in seinem Zimmer. Er saß auf dem Bett, rauchte eine schwarze Zigarette und brütete dumpf vor sich hin. Bis auf das Summen der Klimaanlage war es still. Wieder ging es bereits auf den Abend zu. Die Dunkelheit würde schnell kommen, dann begann in dem Hotel das Leben.

An der Bar drängten sich die Menschen und auch in den Restaurants.

Es gab gleich mehrere davon.

Ghaliwa stand auf, drückte die Zigarette aus und betrat die kleine Dusche. Bisher hatte er in seinem Leben noch nie in einem Hotel gewohnt, in dem jedes Zimmer eine Dusche hatte, hier nutzte er es weidlich aus. Das Becken war grün gekachelt.

Der Afghane entkleidete sich. Mit der Mischbatterie schaffte er es, das Wasser auf lauwarm zu stellen, und stieg unter die Strahlen. Den Vorhang ließ er offen, da er seine Kleidung immer im Auge behalten wollte. Schließlich steckten in den beiden Taschen die Diamanten.

Das Wasser tat gut. Lange blieb er darunter stehen und hing seinen Gedanken nach.

Wenn der Kontaktmann heute Abend nicht kam, wollte er Katmandu verlassen und irgendwo in Indien untertauchen. Geld, um sich zwei Monate gut über Wasser zu halten, hatte er noch genug. Was dann kam, ergab sich eben. Die anderen sollten nicht denken, dass sie mit ihm machen konnten, was sie wollten. Schließlich hatten sie nicht die Mühen auf sich genommen und dabei einen Partner verloren.

Der Kontaktmann war ein Einheimischer. Er hatte sich unter dem Namen Gol vorgestellt, mehr nicht.

Dem Afghanen war es egal gewesen. Die meisten Verhandlungen hatte sowieso Ong-Pal geführt. Jetzt musste Ghaliwa nur darauf achten, dass man ihn nicht übers Ohr haute.

Er stellte die Dusche ab. Frische Handtücher lagen jeden Tag bereit.

Der Service war gut.

Der Afghane frottierte sich ab. Seinen Körper sah er dabei im Spiegel.

Die Haut wies verdammt viele Narben auf. Auch knallrote Stellen an den Oberschenkeln. Das Erbe einer Folterung durch die Polizei seines Landes.

Ghaliwa hatte sich Unterwäsche zugelegt und auch einen zweiten

Anzug. In den stieg er jetzt. Er war cremefarben und stammte aus Hongkong, wie ihm das Etikett verriet. Draußen war die Luft nicht nur heiß, sondern auch schwül. Ein warmer Südwind brachte die Wärme mit. Er kam vom indischen Subkontinent herüber.

Auf eine Krawatte verzichtete Ghaliwa. Er stieg in die Hosen und wollte gerade den Reißverschluss hochziehen, als er das dumpfe Geräusch an der Tür hörte.

Augenblicklich war er ganz gespannte Aufmerksamkeit. Der Revolver lag auf dem kleinen Badehocker. Ghaliwa nahm ihn in die Hand und verließ die Duschkabine.

Lautlos näherte er sich der Tür, wo er sein Ohr gegen das Holz legte.

So sehr er auch lauschte, zu hören war nichts. Das beruhigte ihn keineswegs. Ghaliwa ging wieder zurück, nahm die Steine und steckte sie in die Taschen. Dann näherte er sich zum zweiten Mal mit schussbereiten Revolver der Zimmertür.

Seine Hand berührte die Klinke. Er atmete noch einmal tief durch, bevor er die Tür mit einem Ruck aufriss.

Es war eine wilde Bewegung, während Ghaliwa gleichzeitig zur Seite wich und den Revolverarm vorstieß.

Die Mündung bohrte sich in etwas Weiches, Nachgiebiges... Ghaliwa wusste Bescheid. Er war lange genug herumgekommen und hatte Erfahrungen gesammelt. Dieses Weiche war ein Körper. Vorsichtig zog er die Tür weiter auf. Da kippte ihm die Leiche auch schon entgegen.

Es war ein Mann. Dunkles Gesicht, Vollbart. Der Afghane kannte ihn unter dem Namen Gol.

Sein Kontaktmann. Und er war tot.

Die Mörder hatten ihm die Augen ausgestochen!

Sekundenlang wurde Ghaliwa wieder vom Gefühl einer heißen Angst überfallen. Die Bräune wich aus seinem Gesicht und ließ es

blass und grau werden. Er fing die Leiche auf und ließ sie vorsichtig zu Boden gleiten. Danach zog er sie ein Stück von der Tür weg und öffnete.

Er schaute in den langen Hotelgang. Dabei brauchte er nur nach links zu sehen, weil sein Zimmer am Ende lag.

Nichts, der Gang war leer, aber beleuchtet. Gegenüber hing zwischen zwei Türen ein Bild. Das Gesicht darauf schien ihn höhnisch anzustarren.

Ghaliwa zog sich wieder zurück. Leise drückte er die Tür ins Schloss.

Er schaute dabei auf den Toten, sah dessen Gesicht und wandte den Blick ab.

Danach drehte er die Leiche auf den Bauch.

Als seine Finger nach einer Zigarette griffen, zitterten sie. Was sollte er jetzt machen? Aber er hatte es gewusst. Die anderen waren ihm auf der Spur. Die gaben nicht auf. Die Mönche aus dem Kloster hatte er wirklich unterschätzt. Er dachte nicht darüber nach, wie sie seine Spur gefunden hatten, für ihn zählte nur, dass sie sich in Nepal befanden und ihn im Visier hatten.

Nur - warum hatten sie ihn nicht getötet und stattdessen den Kontaktmann? Auf diese Frage fand er erst nach reiflicher Überlegung eine Antwort. Die anderen schienen zu wissen, dass er nur im zweiten Glied stand. Sie wollten bestimmt an seinen Auftraggeber herankommen. Und jetzt war der Kontakt durch diesen Mord abgebrochen worden.

Was tun?

Zuerst musste die Leiche verschwinden. Aber wohin? Ghaliwa dachte nach. Das Zimmermädchen war schon durch. Es würde erst morgen früh wieder erscheinen, denn die Betten waren schon zur Nacht gerichtet. Und morgen früh wollte Ghaliwa weg sein. Da konnte das Zimmermädchen ruhig die Leiche finden. Allerdings ließ

Ghaliwa sie nicht mitten im Raum liegen, sondern schob sie in die Dusche. Dort legte er sie in das Becken, in dem das Wasser noch nicht abgelaufen war und die Kleidung des Toten nässte. Der Dieb zog den Plastikvorhang zu und verließ die Dusche.

Wohler war ihm jetzt nicht. Im Gegenteil, seine Angst steigerte sich. Er hatte es immer gehasst, wenn er die Gegner in der Nähe wusste, sie aber nicht sah.

Sie lauerten auf ihn, hatten ihn umzingelt. Diese verdammten Mönche, die so scheinheilig taten, in Wirklichkeit aber die schlimmsten Teufel waren.

Sie wollten seinen Tod.

Hatte es Zweck, wenn er jetzt noch im Zimmer blieb? Nein, hier war er allein. Ghaliwa entschloss sich, in die Hotelbar zu gehen. Dort waren Menschen, da würde es den anderen schwerfallen, ihn umzubringen, ohne Aufsehen zu erregen. Sein Revolver war geladen, damit konnte er sich verteidigen, und wenn alle Stricke rissen, wollte er den Kerlen die verdammten Steine zurückgeben. Mit diesem Vorsatz verließ er sein Hotelzimmer. Er war aber noch immer auf der Hut und hielt die rechte Hand stets in der Nähe seines Revolvers.

Drei Türen weiter verließ ein Pärchen das Zimmer. Sie schwarzhaarig, er klein, gedrungen und mit einer Glatze. Für Sekundenbruchteile trafen sich seine und Ghaliwas Blicke. Der Afghane stellte fest, dass der Mann eine Drahtgestellbrille trug, hinter deren Gläser eiskalte Augen blitzten.

Nein, der Mann bedeutete keine Gefahr. Außerdem war er ein Europäer mit sehr heller Haut.

Am Lift traf Ghaliwa die beiden wieder. Er fuhr nicht mit demselben Aufzug nach unten, sondern allein.

Der Lift hielt in der Bar. Die Tür schwang auf, und zwei Inder, deren Turbane hell leuchteten, schauten den Afghanen an, bevor sie

höflich Platz machten.

Das Stimmengemurmel empfand Ghaliwa als wohltuend. Rechts lag die große Rezeption. Links ging es zur Bar. Er musste dabei durch kleine Ladenstraßen gehen, wo große Geschäfte aus Katmandu ihre Filialen eröffnet hatten.

Meist Souvenirläden.

Die Bar war nett, gemütlich und der große Raum so eingeteilt, dass sich keiner durch den Nachbarn gestört fühlte. Man saß entweder in Nischen oder etwas erhoben, konnte aber auch an der Bar selbst Platz nehmen, deren Mahagonitheke so glänzte wie ein Spiegel. Die beiden Mixer, die hier bedienten, kannten den Afghanen schon.

»Wie immer?« fragten sie.

»Nein, heute einen Doppelten.«

»Sehr wohl.«

Der Afghane erhielt seinen doppelten Whisky. Seit er diesen Alkohol zum ersten Mal zu sich genommen hatte, konnte er kaum von ihm lassen, obwohl ihm sein Glaube den Genuss von Alkohol verbot. Aber darauf piffte der Mann.

Das Glas rutschte auf ihn zu. Eiswürfel klingelten, und der Mixer nickte einen Gruß.

Ghaliwa stürzte die Hälfte der Flüssigkeit auf einmal hinunter. Jetzt fühlte er sich besser. Er steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen und zündete sie an einer Kerzenflamme an. Dann drehte er sich auf seinem gepolsterten Hocker um.

Zahlreiche Gäste waren noch beim Dinner. Deshalb hatte sich die Bar nicht einmal bis zur Hälfte gefüllt. Auch die Plätze neben ihm waren frei. Aus den Lautsprechern drang westliche Musik, die kleine, aus blauem Glas bestehende Tanzfläche drehte sich langsam im Kreis. Es war niemand da, der Lust auf ein kleines Tänzchen verspürte. Das würde sich später ändern.

Ghaliwa trank sein Glas leer und bestellte sich den nächsten

Whisky.

Wieder einen Doppelten. Er musste erst den schalen Geschmack von der Zunge spülen.

»Sie sollten nicht soviel trinken«, sagte plötzlich eine weibliche Stimme hinter ihm.

Vor Schreck ließ Ghaliwa das Glas los, das er gerade hatte zum Mund führen wollen. Die Frau hatte er wirklich nicht gehört. Jetzt drehte er sich langsam um und sah die Schwarzhaarige, die mit dem Glatzkopf das Zimmer verlassen hatte.

»Sie sind es«, sagte er.

Die Frau lächelte spöttisch. »Haben Sie einen anderen erwartet?«

»Nein - äh - ja, eigentlich schon. Aber lassen wir das.«

»Natürlich.«

Die Frau setzte sich neben ihn, und Ghaliwa hatte Muße, sie zu betrachten.

Sie war ein Weib, wie er es sich immer erträumt hatte, aber niemals besitzen würde.

Schlank, schwarzhaarig, biegsam, mit einer tollen Figur, aber auch Augen, die eine tödliche Kälte verstrahlen konnten. Die Frau bestellte einen Martini mit einer Olive. Dieses Weib war herausfordernd gekleidet, fand der Afghane. Eine enge rote Hose, dazu einen leichten Baumwollpullover und darüber eine Weste. Die Handtasche hatte sie neben sich auf die Theke gelegt und hielt sie fest.

Ghaliwa schluckte. Wie lange hatte er keine Frau mehr besessen!

Sollte er hier das Glück haben? Seine Hand näherte sich automatisch dem Rücken der Frau, doch kaum lagen seine Fingerspitzen darauf, als die Schwarzhaarige herumfuhr und ihn anzischte: »Lassen Sie das!«

Hastig zog Ghaliwa die Hand weg. Sein Gesicht rötete sich. So hatte noch keine Frau zu ihm gesprochen, und so durfte man auch

nicht mit ihm sprechen. Sie hatte sich schließlich zu ihm gesetzt, damit waren ihre Absichten klar.

»Hör zu«, sagte er in seinem gebrochenen Englisch. »Wenn du dich schon hier allein an die Bar setzt, dann...«

»Wo sind die Steine?« unterbrach die Frau ihn zischend.

Jetzt verstand Ghaliwa überhaupt nichts mehr. Seine Augen wurden groß. Unwillkürlich rückte er von der Schwarzhaarigen ab. Was hatte die mit den Steinen zu tun?

»Welche Steine?« fragte er und nahm hastig einen Schluck vom goldbraunen Whisky.

»Das weiß du genau.«

»Keine Ahnung.«

Die Frau presste die Lippen zusammen. Sie wusste, dass sie einen Fehler begangen hatte. Aber es war ihr zu Ohren gekommen, dass man Gol getötet hatte. Da der Verbindungsmann nicht mehr lebte, musste sie sich eben persönlich an Ghaliwa wenden. Normalerweise hätte sie kurzen Prozess gemacht, doch sie wollte kein Aufsehen, obwohl ihr Dr. Tod genügend Rückendeckung gegeben hatte.

Deshalb versuchte sie es weiterhin im Guten. »Hör zu, mein Freund. Gol ist tot. Ich habe gesehen, wie sie ihn umbrachten. Er kann dir also nicht mehr helfen oder nützen. Aber Gol hat in unserem Auftrag gehandelt. Durch uns ist er an dich und deinen Freund herangetreten. Wir haben euer Abenteuer finanziert, und ich habe auch die restliche Summe bei mir, die ihr noch zu bekommen habt.«

Ghaliwa hörte die Worte, und seine Stirn legte sich in nachdenkliche Falten. Er überlegte.

»Wer sind Sie?« fragte er schließlich nach einer Weile.

»Du kannst mich Lady X nennen.«

»Ein seltsamer Name.«

»Den man gut behalten kann«, erwiderte die schwarzhaarige Sexbombe. »Gib die Dinger jetzt her.«

Der Afghane war noch immer misstrauisch. Außerdem passte es ihm nicht, dass diese Frau vom Tod des Kontaktmannes wusste. Nein, dieser weibliche Joker gefiel ihm überhaupt nicht in dem höllischen Spiel.

»Ich kann dir die Steine nicht geben, weil ich dir nicht traue. Du wirst irgendetwas gehört haben, das ist alles. Und willst sie dir jetzt unter den Nagel reißen.«

Barbara Scott, alias Lady X, war es nicht gewohnt, zu verhandeln. Sie schoss sonst lieber. Hier an der Bar machte sie eine Ausnahme. Sie öffnete die Handtasche, was der Afghane aus großen Augen beobachtete. Eine Waffe zog sie nicht, dafür entnahm sie der Tasche einen mittelgroßen braunen Umschlag, den sie zwischen Daumen und Zeigefinger wippen ließ.

»Du hast zwei Chancen, Ghaliwa«, erklärte sie dem Mann. »Entweder nimmst du das Geld und gibst mir die Steine, oder du bekommst von mir eine Kugel, und die Steine nehme ich mir so. Wie entscheidest du dich?«

Bevor Ghaliwa etwas erwidern konnte, war die rechte Hand der Frau in der Tasche verschwunden. »Das Leder ist dünn«, sagte Lady X kalt. »Man kann ohne weiteres hindurchschießen.«

Ghaliwa schluckte.

Schweißperlen netzten die Stirn des Diebes. Er sah den Umschlag, der prall gefüllt schien. Geld wie nie würde er bekommen, und dafür brauchte er nur die Steine abzugeben.

Ein guter Tausch?

»Der Anteil von deinem Partner ist dabei«, erklärte Lady X. »Du wirst ein reicher Mann werden.«

Ghaliwa nickte. »Zeig den Umschlag«, forderte er und konnte nicht vermeiden, dass seine Stimme heiser klang.

Lady X gab ihn aus der Hand.

Mit zitternden Fingern riss der Mann den Umschlag auf und schielte

hinein.

Banknoten - Dollarnoten. Sein Geld, das Blutgeld.

»Und?« dehnte die Frau.

Ghaliwa nickte. »Es ist gut«, sagte er. »Ich mache den Tausch. Aber in meinem Zimmer liegt ein Toter. Ich muss sofort abreisen.«

»Das ist mir egal. Die Steine!«

Ghaliwa griff in die rechte Tasche. Seine Finger schlossen sich um die kostbaren Steine.

Ja, sie sollte sie haben.

Über der Theke hing ein Spiegel. Die ganze Zeit über hatte Ghaliwa nicht hineingeschaut. Jetzt tat er es. Und es war auch mehr ein Zufall.

Aber er sah die Fremden in der Bar.

Drei waren es.

Mönche!

Sie sahen fast normal aus, bis auf ihre goldenen Köpfe und die langen Dolche in den Händen...

Wir waren zweimal zwischengelandet bevor die Maschine endlich auf dem Flughafen von Katmandu ausrollte. Ich hatte während der Reise viel geschlafen und fühlte mich trotz Klima- und Zeitwechsel ziemlich frisch, als ich die Gangway hinunter- schritt, wo auf dem Flugfeld schon der Transfer-Bus wartete. Suko ging neben mir. Beide hatten wir leichtes Gepäck. Tai Pe trug nur ein Bündel. Er hatte es zu einem rucksackähnlichen Sack zusammengeschnürt und es sich über die Schulter geworfen.

Es war warm. Ein widerlicher Südwind blies mir ins Gesicht und fuhr über den grünen Dschungel an den Bergen, wo in der Ferne die schneebedeckten Wipfel des Himalaya grüssten, die man auch das Dach der Welt nannte. Katmandu liegt ziemlich hoch. Etwa 4000 Fuß über dem Meeresspiegel. Hier war die Luft schon dünner.

Bekannt ist die Stadt auch durch ihre zahlreichen Tempel und Museen geworden. Und als die Ausgangsbasis zahlreicher Himalaya-Expeditionen.

Suko und ich hatten in einem guten Hotel die Zimmer reservieren lassen. Tai Pe wollte nicht. Er hatte vor, dort zu schlafen, wo er mehr erfahren konnte. Irgendwo draußen zwischen den zahlreichen Völkern und Volksgruppen, die die Stadt bevölkerten. Die Maschine flog weiter in Richtung Bangkok, um dort die erlebnishungrigen Touristen abzuladen. Wir mussten in den Bus, der keine Klimaanlage hatte und in dem es dementsprechend heiß war.

Zudem noch es nach allem Möglichen, eben Orient.

Nach der langen Sitzerei blieben wir stehen. Ich schaute den roten Tankwagen zu, die schon zu unserer Maschine rollten und sie wieder mit Kerosin versorgten.

Schaukelnd brachte uns der Bus zum Abfertigungsgebäude. Dort passierten wir ohne weiteres die Zollkontrolle - für unsere Waffen besaßen wir eine Legitimation - und suchten uns ein Taxi. Ein uralter Mercedes sah immer noch am vertrauenerweckendsten aus.

Der Fahrer, ein Einheimischer, überschlug sich fast vor Freundlichkeit.

Er wollte uns die Koffer fast aus der Hand reißen, doch die nahmen wir lieber mit in den Fond.

Das heißt, Suko und Tai Pe setzten sich dorthin. Ich nahm neben dem Fahrer Platz und verzog das Gesicht, weil eine Sprungfeder meine rechte Backe malträtierte. Ich nannte das Ziel.

»Sir, ich fahren«, sagte der Nepalese. Und dann fuhr er wirklich.

An dem Wagen funktionierte zum Glück die Hupe, und das war gut so, denn sonst hätten wir mindestens fünf Unfälle gehabt. Drei davon mit Ochsen. Der Blinker tat es überhaupt nicht, dafür hielt der Fahrer seinen Arm aus dem Fenster.

Von der Stadt bekam ich nicht viel mit. Ich sah wohl breite Straßen,

neu erbaute Hausfassaden, exotische Bäume, zahlreiche Fahnen, Autos, die meisten schrottreif, Ochsespanne, Polizei und amte mehr Abgase ein als in London.

Unser Hotel gehörte einer internationalen Kette an und hatte über dem Eingang einen Baldachin. Es gab am Straßenrand extra Parkplätze für Besucher und Gäste. Unser Fahrer stoppte und grinste mich breit an.

»Gute Fahrt?«

»Sehr gute«, erwiderte ich, noch reichlich blass um die Nase. Eine Uhr gab es nicht, dafür nannte mir der Knabe weiterhin grinsend seinen Preis.

Ich gab ihm die Hälfte.

Erst schaute er dumm aus der Wäsche, dann erlosch jedoch das Grinsen, und er begann zu jammern.

Bis Suko ihm auf die Schulter tippte. »Das ist schon zuviel«, sagte der Chinese.

Da schwieg der Fahrer, und ich dachte an das Geld, das ich nicht auf die Spesenrechnung setzen konnte, weil ich hier bestimmt keine Quittung erhielt.

Vor dem Eingang trennten wir uns von Tai Pe.

»Und wie bleiben wir in Kontakt?« fragte ich.

»Ich werde mich melden.«

»Okay, viel Glück.«

Tai Pe verbeugte sich noch einmal und verschwand.

Suko schaute ihm nach. »Der kommt zurecht«, sagte er, »auch wenn er die Jahre in London verbracht hat.«

»Glaube ich auch.«

Eine kühle, klimatisierte Halle nahm uns auf. An der Rezeption war alles klar. Wir erhielten unsere Zimmerschlüssel und verzichteten auf einen Boy. Die Räume lagen im vierten Stock. Suko hatte sein Zimmer gegenüber. Bevor wir uns trennten, um unter die Dusche zu

hüpfen, besprachen wir das weitere Vorgehen.

Da gab es nicht viel zu bereden. Uns waren die Hände gebunden. Wir mussten warten, bis Tai Pe mit einer Erfolgsmeldung zurückkehrte.

»Wenn du Lust hast, kannst du an die Bar kommen«, schlug ich dem Chinesen vor.

Suko hob die Schultern. »Ich weiß noch nicht.«

Die Zimmer entsprachen dem internationalen Standard des Hotels. Ich fand eine saubere Dusche, spülte mir den »Reiseschmutz« vom Körper und legte mich trotzdem eine Stunde hin, die ich ungestört verschlief. Anschließend zog ich einen dünnen Leinenanzug über und verstaute die Beretta. Ohne Waffe fühlte ich mich nackt, und passieren konnte immer etwas.

Mit dem Lift fuhr ich nach unten. Da Suko Bescheid wusste, hatte ich erst gar nicht bei ihm geklopft.

In der Halle stieg ich aus. Sie hatte sich inzwischen gefüllt. Zahlreiche Gäste kamen von ihren Spaziergängen oder Ausflügen zurück und bereiteten sich auf das Dinner vor.

Ich orientierte mich nach links, wo die Bar lag. Dort wollte ich einen kleinen Drink nehmen und ein wenig vergessen, weshalb ich überhaupt hier war. Zehn Schritte kam ich weit. Dann blieb ich abrupt stehen.

Zwar hörte ich noch das Stimmengemurmel, doch es wurde von den ersten Schüssen und Schreien übertönt. Beides drang aus der Bar, meinem Ziel!

»Ich kann dir die Steine nicht geben«, sagte Ghaliwa, und seine Stimme zitterte plötzlich.

»Und warum nicht?«

»Weil sie schon hier sind.«

»Wer?«

»Die goldenen Buddhas!« kreischte der Dieb und rutschte vom Hocker. Er wollte verschwinden, doch da war er bei Lady X an der richtigen Adresse.

Blitzschnell griff sie zu und umklammerte das Handgelenk des Mannes, das sie mit einem Ruck umdrehte. So hart und druckvoll, dass der Afghane aufschrie und die Bewegung mitmachen musste, wenn er sich nicht den Arm brechen wollte.

Sie glaubte ihm nicht, doch Lady X wurde eines Besseren belehrt, als sie über den gebeugten Rücken des Kerls hinwegschaute und ebenfalls die Mönche mit den goldenen Köpfen sah. Auch die anderen Gäste hatten die drei Ankömmlinge entdeckt, sie sagten aber nichts.

Wahrscheinlich hielten sie dies für einen Scherz. Nur Lady X und der Afghane wussten, dass es kein Scherz war. Vor allen Dingen die heimtückischen Dolche nicht.

Die Scott stieß einen Fluch aus, der wirklich nicht ladylike war, aber zu ihr passte.

Da hob der erste den Arm.

Einen Herzschlag später flirrte der Dolch durch die Luft. Und nun zeigte sich, wie schnell Lady X reagieren konnte. Sie riss den Afghanen hoch und hielt ihn als lebenden Schutzschild vor ihren Körper.

Ghaliwa kam nicht mehr dazu, einen Schrei auszustoßen. Zielsicher fand die Klinge ihren Weg und senkte sich in seine Brust. Für Ghaliwa, den Afghanen, war alles vorbei. Er wurde schwer im Griff der Frau, die ihn auch sofort losließ. Er fiel zu Boden und blieb auf der Seite liegen.

Genau zwischen zwei Barhockern.

Lady X aber wurde zur Kampfmaschine. Die ehemalige Terroristin war nicht umsonst in einsamen Wüstencamps ausgebildet worden und beherrschte all die Kriegstechniken perfekt. Bevor der zweite

Dolch auf sie geschleudert werden konnte, ließ sie sich einfach fallen und riss ihren Revolver aus der Handtasche. Sie schoss nicht durch das Leder, sondern feuerte vom Boden aus. Die schwere Waffe wummerte auf.

Einmal, zweimal, dreimal...

Eiskalt jagte Lady X das Blei aus dem Lauf, wobei sie sich mehrmals auf dem Boden drehte und hart die Zähne zusammenbiss. Der erste Mönch wurde von der Kugel gestoppt und knickte in den Knien ein.

Den zweiten riss das Geschoss um die eigene Achse und schleuderte ihn gegen einen Servierwagen, der samt seiner gläsernen Fracht umkippte. Die dritte Kugel fehlte und hieb in die schräg stehende Glastür, wo sie ein spinnennetzartiges Muster im durchsichtigen Material hinterließ.

Sofort war Lady X wieder auf den Füßen. Sie wusste, dass sie nicht vorbeigeschossen hatte, blickte sich um und zuckte zusammen, als sie merkte, dass ihre Kugeln die Mönche nicht ausgeschaltet hatten. Zwar sickerte Blut aus den Wunden im Körper, aber die Gestalten mit den goldenen Köpfen gingen weiter.

Sie hatten ein neues Ziel.

Lady X!

»Verdammt!« zischte die Frau. Drei Schritte entfernt nur steckten die Diamanten in den Taschen des Toten, doch heran konnte sie nicht, die Mönche hätten sie mit den Dolchen erwischt. Ringsherum waren die Menschen aufgesprungen. Schreie und entsetzte Rufe gellten durch die große Bar. Die Angst stand den Gästen in den Gesichtern geschrieben. Sie wollten weg, doch niemand traute sich zur Tür, denn Lady X schoss weiter. Wieder traf sie mit zwei Schüssen und trieb die drei Mönche ein wenig zurück. Dann feuerte ein anderer.

Und eine Stimme schrie: »Hol die verdammten Steine, ich halte dir

die Hunde vom Hals.«

Es war Mr. Mondo, der Glatzkopf mit der Drahtbrille, der sich im Hintergrund der Bar auf einen Tisch gestellt hatte, seine Waffe mit beiden Händen umklammert hielt und feuerte.

Lady X aber hechtete auf den Toten zu, um ihm die Steine zu entreißen.

Das war der Moment, in dem ich die Bar betrat.

Gewarnt hatten mich die Schreie und die Schüsse. Deshalb war ich auf einiges gefasst gewesen, aber dass ich zwei Bekannte hier traf, schockte mich doch.

Lady X und Mr. Mondo!

Beide konnte ich gut sehen, denn der etwas kleinere Mondo stand auf einem Tisch und schoss von dort mit einem Revolver auf die Mönche mit goldenen Köpfen.

Die Gäste waren in ihrer Angst und Panik zur Seite gespritzt, weg aus der unmittelbaren Schusslinie. Sie hatten das Feld freigemacht, deshalb sah ich auch die Frau.

Sie hockte am Boden und robbte jetzt auf einen Mann zu, der leblos aussah. Dabei hatte sie den Kopf gehoben, um auch ihre Umgebung zu beobachten, und sie sah mich.

»Sinclair...!«

Es war ein wütender, heulender Schrei, der all den Hass enthielt, den Lady X für mich empfand. Aber auch ich war nicht gerade ihr Freund, schließlich hatte sie verflucht viele Verbrechen begangen, und Dr. Tod, ihr Chef, hatte mir meinen Bumerang gestohlen, den ich noch immer nicht wieder in meinen Besitz gebracht hatte.

Wie gesagt, sie heulte meinen Namen, und Mondo hörte ihn auch.

Auch er zählte zu meinen Todfeinden. Durch sein Serum war ich zu einem Werwolf geworden und hatte mich in Lupina, die weiße Wölfin, verliebt, die ebenfalls zu Dr. Tods Mordliga zählte.

Mr. Mondo fuhr herum.

Er drückte noch in der Bewegung ab, feuerte allerdings zu hastig, so dass die Kugel weit an mir vorbeifuhr und in die Wand klatschte. Ich ging in Deckung, hechtete gleichzeitig nach vorn und zur Seite, um wenigstens in die Nähe der Lady X zu gelangen, die jetzt drei Mönche auf sich zukommen sah.

Fast hatte sie den Toten erreicht. Ihre Hand berührte die Leiche schon, als sich einer der Mönche mit gezücktem Messer auf sie warf und sie niederstechen wollte.

Lady X reagierte traumhaft sicher. Beide Arme fuhren hoch, ihre Hände umklammerten das Handgelenk des Mönchs, eine Drehung im Knie, ein astreiner Hebelwurf, und der Mönch mit dem goldenen Kopf wirbelte über Lady X hinweg.

Dann wurde es für sie kritisch, denn die beiden anderen Mönche waren zur Stelle. Und Feuerschutz konnte ihr Mondo auch nicht geben, weil er sich auf mich konzentrierte, wobei seine nächste Kugel eine Armlänge vor mir den Boden aufhackte.

Ich schoss nicht zurück, weil ich mich bis an die Bar rollte und dort einigermaßen gedeckt war.

Mondo sprang vom Tisch. Er hatte auch eine zweite Waffe gezogen und lief schießend zurück.

Die Scott kämpfte mit den Mönchen. Sie hatte einen Messerstich bravourös abgewehrt, aber der dritte Mönch umschlang ihre Beine und warf sie zu Boden.

Die Leiche lag frei. Und ich befand mich nur zwei Schritte entfernt.

Eine Riesenchance für mich.

Gedankenschnell überwand ich die Entfernung, sah die Waffe im Gürtel des Toten und riss sie heraus. Es war ein 38er Smith & Wessen, ein Revolver, mit dem ich ausgezeichnet umgehen konnte.

Sofort feuerte ich zurück.

Mit zwei Schüssen trieb ich Mondo in Deckung. Bei seinem

hastigen Sprung riss er einen Tisch und drei Stühle um. Vorerst dachte er nicht mehr ans Schießen.

Ich hatte freie Bahn und stürzte mich den Mönchen entgegen. Da sie mich noch nicht angegriffen hatten, schoss ich auch nicht, sondern schnellte hoch und schlug mit dem Revolverlauf zu, wobei ich das goldene Gesicht eines der Kerle traf.

Es gab ein komisches Geräusch, als der Lauf traf. Es klang wie ein Hieb in eine weiche Masse. Der Mönch wankte zurück und wurde vom Handlauf an der Bar gehalten.

In diesem Augenblick hatte sich Lady X befreit. Sie hielt sogar einen Dolch in der Hand, kreiselte herum, sah mich und schleuderte die Waffe.

Sie hätte mich in Höhe der Gürtellinie getroffen.

Ich aber steppte hastig zur Seite.

Die Klinge verfehlte mich und blieb im Holz der äußersten Barumrandung stecken.

»Hände hoch!« brüllte ich die Frau an.

Lady X dachte gar nicht daran. Sie duckte sich, hielt plötzlich eine Flasche in der Hand und warf sie auf mich.

Ich zog den Kopf ein, war nicht schnell genug, und die Flasche streifte mich an der Schläfe.

Es war ein harter Treffer, der mich für einige Sekunden aus dem Konzept brachte. Als ich wieder einigermaßen klar sehen und denken konnte, hörte ich schon Mondos Stimme.

»Weg hier!«

Der Wissenschaftler gab den Befehl zum Rückzug. Er hatte sich wieder auf die Beine gequält, lief zur Tür und blieb dann stehen, um auf mich anzulegen.

Er schoss mit der linken Waffe, ohne zu überlegen. Vielleicht traf mich die Kugel deshalb nicht und nur den Handlauf der Bar, von dem sie als Querschläger irgendwohin fegte.

Ich wollte zurückschießen, aber Mondo war schon draußen. Und Lady X hetzte hinter ihm her.

Jetzt hatte ich die Chance, sie zu erwischen, da sie mir den Rücken zuwandte, aber die verflixten Mönche waren schneller. Sie schoben sich zwischen die Frau und mich.

Die Mönche sahen schaurig aus. Kugeln hatten sie getroffen, aber dennoch nicht getötet. Sie führten ein Leben unter dem großen Schatten des Bösen, und sie wollten an die Leiche heran. Auch Lady X hatte das versucht. Der Tote war also für beide gegnerischen Parteien interessant.

Warum?

Darauf gab es an sich nur eine Antwort. Tai Pe hatte Suko und mir von den kostbaren Diamanten erzählt. Und dieser Tote schien irgendetwas damit zu tun zu haben. Neben ihm lag ein geöffneter Umschlag, aus dem zahlreiche Dollarnoten schauten.

Mit der Waffe konnte ich gegen die Mönche nichts ausrichten.

Wenigstens nicht mit normalen Kugeln. Aber ich hatte noch die Beretta. Den Beuterevolver steckte ich weg und zog stattdessen die Pistole.

Auf drei Schritt Entfernung konnte ich den ersten überhaupt nicht verfehlen. Ich zielte auf den goldenen Kopf mit den schräg stehenden Augen und dem dünnlippigen Mund.

Trocken peitschte der Schuß.

Genau war zu sehen, wie die Kugel in den Schädel hieb. Ich rechnete damit, dass sich das Silber durch das Metall fräsen würde, doch das geschah nicht.

Die geweihte Silberkugel klatschte zwar auf, wurde auch plattgedrückt, doch das war alles. Ihre Magie konnte sie in diesem Fall überhaupt nicht ausspielen.

Sie war wertlos.

Diese Erkenntnis zuckte mir durch den Kopf, als sich der Mönch

nur kurz schüttelte, um den Aufprall des Silbergeschosses wegzustecken.

Dann aber kam er.

Und er hatte seinen verdammten Dolch nicht losgelassen. Jetzt erst sah ich, dass die Klinge nicht gerade war, sondern wie eine Flammenzunge wirkte.

Der Mönch wollte seinen beiden Artgenossen den Rücken freihalten, damit diese ungestört der Leiche das wegnehmen konnten, was sie vielleicht bei sich trug.

Ich griff an.

Mit einem Fußtritt holte ich den Mönch von den Beinen. Er fiel nach rechts, prallte gegen die Bar und dachte gar nicht daran, auf mich einzustechen.

Ich riss das Messer aus der äußeren Barumrandung. Lady X hatte es nach mir geschleudert. Mit der Waffe in der Hand fuhr ich herum und sah eine Klinge auf mich zurasen.

Blitzschnell hob ich den Arm.

Funken blitzten auf, als sich die Klingen gegenseitig berührten.

Ich konnte den Stich ablenken, hatte selbst jedoch auch kein Glück.

Meine Klinge fehlte ebenfalls.

Der Mönch sprang zurück.

Ich setzte nach, übersah aber den ersten Angreifer, und der griff an meinen rechten Fußknöchel.

Plötzlich verlor ich den Halt unter den Füßen, ruderte mit den Armen, fand aber nichts, wo ich mich abstützen konnte, und fiel dem Boden entgegen.

Den rechten Arm streckte ich noch aus, bremste den Fall zwar ab, verhinderte ihn jedoch nicht.

Ich landete hart.

In dieser Zeit war ich sozusagen kampfunfähig. Und die drei Mönche nutzten die Chance. Zwei von ihnen zogen dem Toten etwas

aus den Taschen. Ich sah das Rote in ihren Händen und wusste nun, dass es sich nur um die Augen des Buddha handeln konnte.

Die Diener hatten sich zurückgeholt, was ihnen von den Dieben genommen worden war.

Ich kam wieder hoch. Leider zu spät. Die Mönche befanden sich schon auf dem Rückzug. Das wäre noch kein Grund gewesen, aufzugeben, hätten sie es nicht raffiniert angestellt und sich kurzerhand zwei Gäste als Geiseln genommen.

Plötzlich hing eine kreischende Amerikanerin im Würgegriff eines Mönchs. Die Frau schrie ununterbrochen, während sie zurückgezogen wurde und ihre hellblonde Perücke verrutschte. Darunter kam eisgraues Haar zum Vorschein. Diese Situation entbehrte wirklich nicht einer gewissen Komik.

Die zweite Geisel war ein Kind. Es sagte überhaupt nichts. Ich sah nur die weit aufgerissenen Augen des etwa achtjährigen Jungen und biss die Zähne zusammen.

Die Mönche verschwanden.

Einige Männer wollten jetzt hinterher stürmen, doch ich hielt sie zurück. »Denken Sie an die Geiseln.«

Da wurden sie vernünftig.

Ich schaute durch die Glasscheibe dorthin, wo die Rezeption lag. Die Mönche hielten die Geiseln noch immer fest. Entsetzte Menschen standen steif vor den Wänden, hatten die Augen weit aufgerissen und zeigten schreckensbleiche Gesichter, als die drei Mönche mit ihren Geiseln an ihnen vorbeigingen. Dann waren sie verschwunden.

Nun hielt mich nichts mehr. Ich lief durch den Gang, atmete befreit auf, als ich dicht vor dem Ausgang die beiden Geiseln am Boden sah.

Zwar geschockt, ansonsten unversehrt.

Über die Amerikanerin sprang ich hinweg, stieß die Tür auf und lief hinaus auf den Gehsteig.

Dort herrschte ebenfalls ein völliges Durcheinander. Einer der Hotelboys wälzte sich am Boden und hatte beide Hände gegen den Unterleib gepresst.

Die Mönche hatten Aufsehen erregt, aber nun waren sie verschwunden. Niemand wusste wohin. Dazu war die allgemeine Aufregung einfach zu groß gewesen.

Enttäuscht kehrte ich wieder zurück. Ich machte mir Vorwürfe, dass ich nicht stärker und gezielter eingegriffen hatte, aber wer konnte schon ahnen, dass ich direkt nach meiner Ankunft in Katmandu Kontakt mit der Gegenseite bekommen würde! Sogar mit zwei Gegnern. Auf der einen die Mönche, auf der anderen Dr. Tod und seine Mordliga. Zwei der Mitglieder hatte er zumindest dabei, bei ihm musste man mit dem Schlimmsten rechnen. Auf der Straße tauchten die ersten Polizeiwagen auf. Ziemlich spät, wie ich fand.

Es waren offene Jeeps. Polizisten mit Stahlhelmen hockten auf den Sitzen und flankten aus den Wagen, kaum dass sie standen. Sie kannten das Spiel anscheinend und räumten die Neugierigen ziemlich rücksichtslos zur Seite.

Ich war schon im Hotel, wo sich die Menschen noch immer angstvoll drängten oder zusammenstanden und diskutierten. Bevor die Polizei den Ort des Geschehens erreichte, lief ich in die Bar und schaute mir den Toten an.

Die Mönche hatten ihm beide Taschen geleert. Wie zum Hohn stand das Futter hervor.

Nichts mehr zu machen.

Ich trat zurück, als die Polizisten in die Bar stürmten und sofort um die Leiche einen Kreis bildeten. Sie warteten, bis zwei Männer erschienen. Die Neuankömmlinge trugen Zivil. Der erste war ein Mann mit grauen, lockigen Haaren, einem breiten Gesicht und einer dicken Nase. Er trug eine Arzttasche an der rechten Hand. Der zweite Mann war größer. Man konnte ihn als hager bezeichnen. Auf

seinem Kopf saß ein kunstvoll geschlungener weißer Turban. Im Gegensatz dazu stand sein dunkler Anzug. Das Gesicht blieb unbewegt, als er auf den Toten schaute und das Messer in dessen Brust sah.

Der Arzt hob die Schultern. Es war eine internationale Geste. Nichts zu machen, hieß es. Ich sah Suko am Eingang und drückte mich hinter den absperrenden Polizisten vorbei. »Was ist geschehen?« fragte der Chinese, als ich neben ihm stand. Ich hob die Schultern.

»Das beste verpasst du immer«, sagte ich grinsend zu ihm, wobei das Grinsen ein wenig gequält ausfiel, was schließlich kein Wunder war. In Stichworten berichtete ich Suko, was vorgefallen war.

Er schüttelte nur den Kopf. »Verdammt, verdammt«, murmelte er, »da haben wir es also mit zwei Parteien zu tun.«

»Sieht ganz so aus.«

»Willst du mit den Polizisten zusammenarbeiten?« fragte der Chinese.

»Mal sehen.«

»Ich halte mich auf jeden Fall zurück«, erklärte Suko, womit ich einverstanden war.

Über die meisten Köpfe der Anwesenden konnte ich hinwegsehen.

Ich sah, wie die Polizisten gestikulierten. Sie hatten bereits mit der Zeugenbefragung begonnen. Es war klar, dass sie irgendwann auch mich suchen würden.

»Ich gehe freiwillig«, sagte ich zu Suko. »Sieh du zu, dass du dich ein wenig umhörst. Du fällst kaum auf.«

Mein Freund nickte.

Dann trennten wir uns.

Der Chinese tat so, als hätte er von all dem überhaupt nichts

gewusst.

Ein Hotelboy, er hatte vor dem Hotel auf dem Boden gelegen und einen harten Schlag erhalten, schilderte seine Heldentaten einem aufmerksamen Zuhörerkreis. Nach seinen Aussagen zu urteilen, hätte er die drei Mönche fast gestellt, und es war eigentlich nur einem Zufall zu verdanken, dass die überhaupt entkommen waren. Dabei konnte der junge Bursche froh sein, dass er noch lebte.

Plötzlich stand jemand neben Suko und tippte ihm auf die Schulter. Es war Tai Pe.

»Du?« sagte der Chinese erstaunt.

Der Erhabene lächelte nur.

»Dann weißt du sicher auch, was vorgefallen ist«, meinte Suko.
»Ich hörte es.«

»Und?«

Tai Pe schaute sich um. »Komm mit nach draußen. Hier sind mir zu viele Ohren.«

Für einen Moment dachte Suko an mich, dann aber sah er ein, dass er mir jetzt nicht helfen konnte, und ließ sich mit an die Luft ziehen. Zum Glück standen keine Polizisten Posten, die jeden kontrollierten, der das Hotel verlassen wollte. Soviel Routine hatte man hier wohl noch nicht.

Die beiden Männer traten auf die Straße. »Lass uns ein wenig fortgehen«, schlug Tai Pe vor.

»Willst du mich entführen?«

»Nein, nein, aber ich bringe dich zu Freunden. Dort sind wir einigermaßen sicher.«

»Meinetwegen.«

Nebeneinander gingen sie her. Suko hatte seine Blicke überall.

Es war noch nicht dunkel geworden, obwohl in manchen Häusern schon die Lichter brannten.

Suko und Tai Pe gingen nicht sehr weit über den breiten Gehsteig

der Hauptstraße. Sie bogen rasch in eine Seitengasse ab, in der am Anfang noch Steinhäuser standen. Sehr bald wechselte die Szenerie. Es war zu merken, dass sie ein ärmeres Viertel der Stadt ansteuerten. Die Häuser wurden primitiver, niedriger. Es waren nur noch Hütten, vor denen die Menschen saßen und den beiden Männern nachschauten. In der Nähe gurgelte ein kleiner Bach.

Frauen mit Wäschekörben schritten dorthin. Die Straße hatte kein Pflaster mehr. Suko und Tai Pe gingen über festgestampften Lehm.

Exotische Gerüche schwangen über die Straße. In zahlreichen Hütten wurde gekocht. Manchmal auch im Freien. Die Menschen hatten sich dazu primitive Öfen aus Steinen gebaut.

Sie erreichten einen ziemlich großen Platz.

Schlagartig wechselte die Szenerie.

Mitten auf dem Platz stand ein Tempel.

Er war nicht sehr groß, aber äußerst gepflegt. Eine blühende Hecke umgab ihn, die nur einen Durchlass freiließ, der auch als Eingang diente. Den benutzten die beiden Männer.

Jetzt sah Suko das Gebäude erst richtig. Die untergehende Sonne tauchte die abgestuften, weit vorgezogenen Dächer in ein goldenes Licht und verschönerte sie mit ihrem strahlenden Kranz.

Auf den weißen Mauern waren Zeichnungen zu sehen, die Abschnitte aus dem Leben Buddhas zeigten. Buddha bei den Armen, Buddha als meditierender Mönch, Buddha als Betender. Eine breite Treppe führte hoch zum Eingang. An den Seiten der Stufen standen Blumenschalen, aber auch trog ähnliche Gegenstände mit Lebensmitteln.

Opfergaben.

Eine geschnitzte und mit Blattgold verzierte Holztür bildete den Eingang.

Suko blieb stehen. »Was sollen wir hier?« fragte er leise, weil er die andächtige Stille nicht stören wollte.

»Du sollst vorbereitet werden«, erklärte Tai Pe. »Diese Mönche, die uns gleich in Empfang nehmen werden, sind Feinde und Gegner des goldenen Buddha.«

»Aha.« Tai Pe zog die Tür auf und entledigte sich dicht hinter der Schwelle seiner Schuhe.

Auch Suko zog das Schuhwerk aus.

Er war von der Pracht im Innern des Tempels angetan.

Eine kleine Säulenhalle nahm sie auf. Auch die tragenden Säulen waren bemalt. Ebenfalls mit kostbarem Blattgold geschmückt, das den heiligen Motiven den richtigen Rahmen gab.

An den Seitenwänden - sie waren durch wunderschöne Mosaike verziert - brannten Räucherkerzen, deren Duft den gesamten Tempel schwängerte. Man empfand unwillkürlich Ehrfurcht, wenn man diese heilige Stätte betrat.

Es war still im Tempel, so dass sich Suko wie ein Eindringling vorkam.

Er schaute nach vorn.

Dort befand sich der Altar. Auch zu ihm führte eine breite Treppe hoch, die sich allerdings nach oben hin verjüngte. Auf den Stufen standen die Opfergaben dicht an dicht, und vor dem Buddha waren Räucherschalen aufgebaut, aus denen kerzengerade feine Rauchstreifen gegen die Decke stiegen.

Niemand war zu sehen, die Stille in dem Tempel war schon fast heilig zu nennen.

Übergroß schaute der prächtige Buddha auf die beiden Menschen hinab. Er saß in seiner üblichen Hockstellung, hatte Arme und Beine verschränkt und schaute in Richtung Eingang, um alles zu überwachen. Hinter ihm an der Wand fesselten Kampfszenen die Blicke des Betrachters. Buddha kämpfte dort gegen eine mehrköpfige Schlange und besiegte sie ebenso wie den riesigen Menschvogel, dessen Kopf zwei spitze Hörner zeigte.

Vor der Treppe blieb Tai Pe stehen und verneigte sich vor der Buddha-Figur.

Suko tat es ihm nach.

Plötzlich ertönte ein Gong. Er klang irgendwo weiter hinten im Tempel auf. Das Echo schwang durch die Halle und sumnte in den Ohren der beiden Besucher nach.

Tai Pe blickte Suko lächelnd an. »Man weiß, dass wir gekommen sind. Sie werden bald erscheinen.«

Der Chinese nickte.

Dann hörte er Schritte. Sie klangen aus allen Richtungen auf.

Versteckte Türen öffneten sich, und die Mönche erschienen.

Sie alle trugen Gewänder. Keine hellen, sondern graubraune, die aus einem groben Stoff gefertigt waren, der Suko an einen Sack erinnerte.

Die Mönche nahmen von den beiden Männern kaum Notiz. Sie gingen bis zur Statue vor und ließen sich dort nieder.

Suko und Tai Pe traten einige Schritte zurück, damit sich die Mönche in ihrer Bewegungsfreiheit nicht gestört fühlten. Einer jedoch blieb stehen.

Der Abt!

Er schaute Tai Pe an und nickte ihm zu.

Der Erhabene nickte zurück. Dann gingen die beiden Männer aufeinander zu und blieben in etwa zwei Schritten Entfernung stehen.

Sie begrüßten sich, in dem sie die Handflächen gegeneinander legten.

»Der Weg der Weisheit hat dich, Tai Pe, wieder zurück in dieses Kloster geführt. Du bist dem Gott treu geblieben, und er wird dir Kraft und Stärke auf deinem langen Lebensweg geben.«

»Ich danke dir, für diese Worte, Brahdana. Und ich schätze mich glücklich, wieder bei euch sein zu dürfen. Aber die Welt ist nicht mehr so wie früher. Die Gefahren lauern überall. Feinde versuchen

uns zu töten. Der goldene Buddha hat wieder Kraft gewonnen, und er hat seine Diener gesammelt, damit sie in die Welt gehen und die Macht des Höllenfürsten stärken. Zwei Diebe haben die Augen gestohlen. Jetzt sind beide tot, denn die Mönche mit den goldenen Köpfen, eure Feinde, haben grausame Rache genommen.«

»Ich hörte davon«, erklärte der Abt. Suko wunderte sich, wie schnell sich solch ein Ereignis herumsprach. »Wir haben schon immer gegen die Diener des goldenen Buddha gekämpft, und wir werden auch weiter gegen sie antreten. Das Böse darf nicht gewinnen.«

»Dieser Meinung bin ich auch. Deshalb habe ich einen Freund aus dem fernen London mitgebracht, einen Kämpfer gegen das Böse. Er hat schon oft gegen die Feinde des Guten gekämpft, und er hat viele von ihnen besiegt. Dieser Mann ist Suko, ein Freund aus dem Reich der Mitte. Er hat ebenfalls einen Freund, der auf den Namen Sinclair hört und als Geisterjäger bekannt ist. Diese beiden haben sich vorgenommen, den goldenen Buddha zu stürzen.«

Brahdana wandte den Kopf und schaute Suko an. Der Chineser hielt dem forschenden Blick stand. Er hatte das Gefühl, dieser Mönch würde bis in seine Seele sehen.

Nach einer Weile nickte der Abt. »Du bist ein guter Mensch, Suko. Das sehe ich dir und deinen Augen an. Deine Seele trotz dem Bösen, und ich glaube, dass du es schaffen wirst. Doch wenn du das Kloster erreichen willst, um deine Aufgabe zu erfüllen, musst du gestärkt werden. Es ist nicht nur ein weiter, sondern auch ein beschwerlicher Weg, der dir und deinen tapferen Freunden alle Gefahren bringt, die sich die Natur ausgedacht hat. Wenn du die überstanden hast, darfst du noch längst nicht aufatmen, denn dann musst du in das Kloster eindringen und den goldenen Buddha besiegen. Viele haben es versucht, alle starben. Der eine früher, der andere später. Wir können dir nicht helfen, aber wir können dir die Hilfe mitgeben, um

die mich mein Freund Tai Pe gebeten hat und deswegen ihr nun hier seid. Wartet auf mich.« Brahdana drehte sich um und ging wortlos davon.

Tai Pe aber kam zu Suko. Neben ihm blieb er stehen, schaute zu Boden.

Suko schwieg, doch in seinem Hirn liefen die Gedanken kreuz und quer.

Was hatte dieser Abt mit der Hilfe gemeint? Der Chinese zermartete sich das Gehirn. Sollte er vielleicht eine Waffe bekommen, mit der der goldene Buddha zu besiegen war?

Tai Pe ahnte, was in Sukos Kopf vorging. »Lass dich überraschen«, sagte er leise.

Suko hob die Schultern. Er schaute auf die Mönche, die sich um den Buddha versammelt hatten und in Meditation versunken waren.

Fromme Menschen, die in ihrer Religion tief verwurzelt waren, aber dabei nicht den Blick für die Realitäten verloren hatten, denn sie wussten genau, was draußen vorging.

Nach einer Weile fragte Suko: »Warst du schon einmal hier?«

Tai Pe nickte. »Vor Jahren. Ich habe während meines Lebens zahlreiche Klöster kennengelernt, bevor ich mich entschloss, nach England zu gehen, um dort die westliche Mentalität zu studieren.«

»Wo gefällt es dir besser?«

Tai Pe hob die Schultern. »Es ist gleich. Auch unter den Buddhisten gibt es schlechte Menschen, wie du sicherlich selbst schon bemerkt hast.«

»Ja, das stimmt.«

Brahdana kehrte zurück. Auf seinem Gesicht lag ein feines Lächeln, als er Suko und Tai Pe zunickte.

»Wir wollen zu ihm«, sagte der Tibeter.

Die beiden Männer gingen dem Abt entgegen. Er wartete neben der Buddha-Statue und sagte nur: »Folgt mir.«

Brahdana ging vor. Obwohl er schon sehr alt sein musste, war sein Gang doch federnd und fest. Den Kopf hielt er hoch erhoben.

Diese Haltung drückte den Stolz des Mannes aus, den er empfand.

Tai Pe flüsterte die nächsten Worte. »Wahrscheinlich wird dir jetzt eine große Ehre zuteil werden, Suko. Ich hoffe, du weist dies zu würdigen.«

Suko schwieg, denn das Schweigen war oft besser als Reden. Hinter der Statue bogen sie nach rechts ab.

Ein offener Durchlass, von zwei bemalten Säulen flankiert, führte in eine andere, kleinere Halle, die leer war bis auf eine Kiste in der Größe einer normalen Holztruhe. Das Ziel.

Der Abt stellte sich so vor die Kiste, dass er den beiden Männern entgegenschauen konnte.

Sie blieben stehen.

Es war still. Selbst die Atemzüge der Männer waren kaum zu hören.

Auch Suko spürte in seinem Innern die Ehrfurcht aufkeimen, die er vor diesem Raum und auch vor dem Abt hatte, der jetzt die Arme vorstreckte und auf die Truhe deutete.

»In diesem Schrein«, so begann er, »liegt das Geheimnis verwahrt, mit dessen Hilfe du die Macht des goldenen Buddha brechen kannst. Vielleicht hätten wir es schon versucht, aber uns fehlt die körperliche Stärke, die dafür notwendig ist. Wenn ich nun die Truhe öffne und du, Suko, die Waffe erhältst, so ist das deine große Chance. Du brauchst diese Waffe nicht zurückzugeben, sie ist ein Geschenk von uns, das du immer behalten kannst und das dich stets an uns erinnern soll. Doch mit dem Erhalt der Waffe übernimmst du auch eine Verpflichtung. Gib sie nie aus den Händen, nur dem Freund, dem du unbedingt vertrauen kannst. Zusätzlich hast du mit Erhalt der Waffe die Verpflichtung übernommen, nur für das Gute zu kämpfen. Da gibt es keinen anderen Ausweg. Du wirst immer auf der

Seite des Guten stehen. Andere Mächte werden versuchen, dir diese Waffe wegzunehmen, sie werden es mit allen Tricks versuchen. Lass dich nicht beirren und bleibe stark.«

»Das werde ich sein«, versprach Suko.

»Wirst du es schwören?«

»Ich schwöre es«, erwiderte der Chinese feierlich.

»Dann lege deine Hand dorthin, wo das Herz schlägt, und versprich es beim Andenken des großen Buddha.«

Suko hob die rechte Hand und presste sie an die angegebene Stelle.

»Ich schwöre es«, versprach er.

Brahdana nickte. »Ich wusste, dass du für uns der richtige Kämpfer bist. Du hast den Schwur, der niemals gebrochen werden darf, geleistet, und damit hast du unser volles Vertrauen. In diesem Augenblick bist du würdig, die Waffe zu empfangen. Doch eine letzte Prüfung steht dir noch bevor. Du selbst wirst den Deckel des Schreins abheben. Sollte es dir nicht gelingen, haben wir den Beweis, dass du unwürdig bist, die Waffe zu tragen. Gelingt es dir aber, haben wir die richtige Wahl getroffen. Zwei Menschen haben es bisher versucht. Bei beiden hat sich der Deckel nicht geöffnet. Du bist der dritte. Bitte sehr...«

Suko ging vor. Seine Schritte waren gemessen, als er auf den wertvollen Holzschrein zuging. Der Deckel zeigte ein Bildnis des großen Buddha. Der Schrein bestand an den Seiten aus hellem Holz, das durch wertvolle Intarsienarbeit noch kostbarer erschien. Suko blieb stehen und schaute dem Abt in die Augen.

Der Mann nickte.

Da beugte der Chinese seinen Oberkörper vor, umfasste den Deckel und hob ihn an.

Es klappte!

Der Deckel schwang hoch, also war Suko würdig genug, die in dem Schrein liegende Waffe zu tragen.

Er war der Kämpfer!

Selbst Brahdana zeigte eine Gemütsbewegung.

Suko hörte sein tiefes Atmen. Was musste in dem alten Abt vorgehen, der so lange gewartet hatte, damit der Mann kam, der die Waffe behalten konnte?

Vorsichtig ließ Suko den Deckel los, der jetzt waagerecht stehen blieb.

Er sah die Waffe noch nicht, denn sie war in kostbare Tücher eingewickelt. Suko zögerte, sie hervorzunehmen, bis Brahdana lächelnd sagte: »Nimm sie. Jetzt gehört sie dir.«

»Ja«, flüsterte Suko, »ich werde sie nehmen.« Er bückte sich und streckte seine Arme aus. Die Finger fanden das Tuch, wühlten sich in den Stoff, so dass Suko bereits Umrisse fühlen konnte.

Er runzelte die Stirn. Diese Waffe erinnerte ihn an die Dämonenpeitsche, zumindest glaubte er, einen Stab anzutasten. Er schlug die Decke zur Seite und sah tatsächlich einen schmalen Stab vor sich liegen, etwa so groß wie zwei Bleistifte und ebenso dünn.

Das sollte eine Waffe sein?

Suko hob den Blick und schaute den Abt des Klosters an. »Dieser Stab?« fragte er, wobei er sich gleichzeitig aufrichtete.

»Ja, der Stab.«

Hinter Suko atmete Tai Pe stöhnend auf. »Er ist es«, flüsterte er. »Er ist es tatsächlich. Der Stab, den Buddha uns vererbt hat. Und ihr habt ihn.«

Suko nahm ihn in die Hand. Seltsam leicht fühlte er sich an, als bestünde er aus Rohr. Wahrscheinlich war es auch so. Doch woher sollte die Waffe stammen?

Von dem großen Buddha?

Suko drehte sich so, dass er Tai Pe anschauen konnte. »Hast du mit deinen Worten recht gehabt?«

»Ja, dieser Stab stammt aus Buddhas Erbe. Er hat ihn vor seinem

Tod einem Vertrauten übergeben, und dieser hat ihn ebenfalls bis zu seinem Tode bewahrt. Dann übernahm ein anderer den Stab, der wiederum gab ihn weiter. Bis er schließlich in diesem Tempel seine endgültigen Platz fand und du gekommen bist, um Buddhas Erbe hier auf der Welt zu verbreiten. Dieser Stab wird dir dabei die große Hilfe sein.«

Suko nickte und schluckte gleichzeitig. Sein Innerstes befand sich in Aufruhr. Nie hätte er mit so etwas gerechnet. Nie in seinem Leben. Praktisch unvorbereitet war er in den Tempel gekommen, und jetzt stürzten die Ereignisse wie ein Wasserfall auf ihn nieder. Er schaute auf den Stab.

Grau und unscheinbar war er anzusehen, doch bei genauerem Betrachten sah Suko die haarfeinen Linien, die das Material spiralförmig durchzogen.

Und er fühlte auch die leichte Vibration, die von diesem Stab ausging.

Er lebte.

Ja, das Erbe des großen Buddha lebte tatsächlich.

»Ich möchte dir erklären, welche eine Bedeutung dieser Stab hat«, drang die Stimme des Klostervorstehers durch Sukos Gedanken, und der Chinese schaute auf. »Er ist keine Angriffswaffe, so etwas hat der große Buddha verabscheut, aber du kannst mit diesem Stab die Zeit anhalten. Das heißt, befindest du dich in einem Kampf und sagst ein bestimmtes Wort, so erstarrt dein Gegner für eine Zeitspanne von fünf Sekunden zur völligen Regungslosigkeit. Aber nicht nur er, auch die Umwelt wird so reagieren. Du bekommst dadurch die Zeit, die du brauchst, um deine Feinde zu besiegen. Doch eins lass dir gesagt sein. Töten darfst du deine Feinde nicht, wenn sie wehrlos sind. Solltest du es trotzdem tun, wird der Stab seine Wirkung verlieren. Buddha hasste die Gewalt, wir hassen sie ebenfalls. Doch in den Händen eines Würdigen kann der Stab zu einem Heilmittel werden.

Das wollte ich dir noch sagen.«

Suko verbeugte sich. »Ich danke dir«, flüsterte er. »Ich danke dir von ganzem Herzen. Ich werde den Stab wie meinen Augapfel hüten, ihn nie so benutzen, dass seine Zaubervirkung aufgehoben wird. Das verspreche ich hoch und heilig.«

Brahdana lächelte. »Ich wusste, dass du so reagieren würdest. Nichts anderes habe ich von dir erwartet.«

»Und er gehört wirklich mir?« fragte Suko noch einmal, der dieses Geschenk noch immer nicht fassen konnte. Zuviel war auf ihn eingestürmt. Er dachte an die Möglichkeiten, die ihm diese seltsame Waffe bieten würde, und ihm wurde fast schwindlig.

»Ja, er gehört dir«, erklärte der Abt, »doch etwas fehlt noch. Das Wort, das du sagen musst. Sprich es mir nicht nach und wende es nur bei großer Gefahr an. Das Wort heißt: Topar.«

Suko nickte.

»Wirst du es dir merken können?«

»Ja, Brahdana.«

»Das glaube und hoffe ich.« Der Abt atmete auf. »So habe ich kurz vor meinem Tod noch das Werk vollbracht, von dem ich immer geträumt habe.«

»Wieso vor deinem Tod?« fragte Tai Pe.

»Ich werde sterben.«

»Später vielleicht«, meinte Suko.

»Nein, heute noch. Sogar in den nächsten Minuten, das spüre ich genau, meine Freunde.«

Nach seinen Worten wurde es still. Keiner sagte etwas.

Suko und Tai Pe warfen sich verständnislose Blicke zu, bis der Erhabene sagte: »Es stimmt, wenn er das sagt.«

Brahdana nickte. »Ja, ich habe nicht mehr lange zu leben. Ich spüre die Schwingen des Todes bereits. Sie sind nicht mehr weit entfernt, sondern ganz in der Nähe. Und sie kommen noch dichter heran...« Er

sprach plötzlich lauter, seine Stimme begann zu zittern. Auch er fürchtete sich in gewisser Weise vor dem Tod. Bevor Suko und Tai Pe es verhindern konnten, lief er an den beiden Männern vorbei und schlug den Weg zum Tempel ein.

»Halt, Brahdana, bleib stehen. Ich bitte dich. Du darfst nicht...«

Der Abt hörte nicht auf die Worte des Erhabenen. Er lief weiter. Im selben Augenblick hörten Suko und Tai Pe einen wilden Schrei. Dann wurde ein Gong geschlagen. Zweimal hintereinander. Schnell und ohne langes Echo schwangen die Klänge durch den Tempel.

»Gefahr!« rief Tai Pe. »Dieser Gongschlag bedeutet höchste Gefahr...«

Ich zündete mir eine Zigarette an und ging wieder zurück in die Bar, wo die Polizisten noch immer damit beschäftigt waren, die Zeugen zu befragen. Soviel ich hörte, kam nicht viel dabei herum. Die Fragen wurden auf Englisch gestellt, da sich in der Bar überwiegend Ausländer aufgehalten hatten.

Den hageren Turbanträger sah ich an der langen Bartheke, wo er mit dem Mixer redete. Letzterer sprach hastig auf ihn ein und bekam große Augen, weil er mich entdeckt hatte. Er streckte den Arm aus, und sein Zeigefinger deutete wie ein Speer auf mich. Der Polizist drehte sich um. Er musterte mich kühl. Ich blieb vor ihm stehen, drückte die halbgerauchte Zigarette im Ascher aus und sagte: »Ich hätte gern mit Ihnen ein paar Worte gesprochen.«

»Bitte.«

»Unter vier Augen, wenn es geht«, erwiderte ich, denn der Mixer hatte schon große Ohren.

Er wurde verscheucht.

Nebeneinander ließen wir uns nieder. »Wer sind Sie, wie heißen Sie, woher kommen Sie?«

Der Beamte machte es kurz und kernig. Deshalb erhielt er auch von

mir eine kurze Antwort. »Ich heiße John Sinclair, bin Oberinspektor bei Scotland Yard und komme aus London.«

Mein Gegenüber schluckte. »Ein Kollege?«

»Ja.« Ich zeigte ihm meinen Ausweis und reichte ihm dazu ein Blatt Papier, das von der nepalesischen Botschaft ausgestellt worden war und mir angeblich Tür und Tor ffnen sollte.

Der Polizist las sorgfältig. Dann gab er mir beides zurück. »Sie haben recht, Mr. Sinclair«, sagte er in fast einwandfreiem Englisch. »Doch weshalb sind Sie gekommen?«

»Ich hatte leider noch keine Zeit, mich bei Ihnen vorzustellen. Zudem haben mich die Ereignisse ebenso überrascht wie Sie. Aber dürfte ich auch Ehren Namen erfahren?«

Er sagte ihm mir, und es war ein Zungenbrecher. »Den behalte ich nie«, lachte ich.

»Dann nennen Sie mich einfach Marian.«

»Danke.«

»Die Zeugen haben angeblich nichts gesehen und können sich an nichts erinnern«, erklärte mir der nepalesische Kollege. »Können Sie da deutlicher werden? Stimmt es, das drei Mönche mit goldenen Köpfen hier aufgetaucht sind, und ihm«, er deutete auf den Toten, »etwas abgenommen haben?«

»Es stimmt.«

Scharf musterte Marian mich. »Dann können Sie mir einen detaillierteren Bericht liefern?«

»Das hoffe ich.«

Ich berichtete ihm, was wichtig war. Ich ließ allerdings aus, dass die Mönche die beiden Augen des goldenen Buddha gestohlen hatten.

Obwohl der Inspektor in diesem Land aufgewachsen war, begriff er nicht so recht und schüttelte den Kopf. »Das kann ich kaum glauben«, murmelte er. »Das ist so unwahrscheinlich.«

»Leider stimmt es.«

Marian zog ein nachdenkliches Gesicht und spielte mit einem benutzten Glas. »Gehört habe ich bereits davon«, meinte er. »Es geht die Legende um, dass es den goldenen Buddha gibt und dieser Buddha auch seine Diener hat. Aber ich habe nie daran geglaubt, wenn ich ehrlich sein soll. Ich genoss eine westlich orientierte Ausbildung und habe das in das Reich der Fabel verwiesen. Auch jetzt fällt es mir noch schwer es zu glauben, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Es ist eine Tatsache.«

Der Nepalese schaute mich an. »Sie haben tatsächlich auf diese Mönche geschossen, und nichts ist passiert?«

»Das habe ich in der Tat.«

»Unbegreiflich. Auch die anderen Zeugen haben so etwas erwähnt. Ich kann es nicht fassen. Wirklich nicht.« Er schlug sich gegen die Stirn. »Aber wer war die Frau und auch dieser glatzköpfige Mann?«

»Sie schienen Gegner der Mönche gewesen zu sein.«

»Schienen?« fragte Marian lauernd.

»Ja, wieso?«

»Ich muss mich wieder auf die Zeugenaussagen berufen, welche besagen, dass Sie, werter Kollege, wohl mehr gewusst haben als die anderen hier in der Bar.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Man hörte es eben. Zumindest schien die Frau Sie zu kennen, denn sie hat sie angesprochen.«

»Ja, wir sind uns schon einmal begegnet.«

»Dann kennen Sie ihren Namen?«

»Sie heißt Barbara Scott, wird aber fast nur Lady X genannt«, erklärte ich.

»Ein seltsamer Name.«

»Und eine seltsame Frau«, fuhr ich fort. »Sie ist eine Verbrecherin. Ein Teufelsweib, wenn Sie verstehen, was ich meine. Sie kennt

nichts anderes als den Hass. Alles hasst sie. Ich jage schon ziemlich lange hinter ihr her.«

»Ist sie zum ersten Mal hier in Nepal?«

»Kann sein.«

»Dann lasse ich eine Fahndung ausrufen«, erklärte der Inspektor und rutschte vom Hocker.

Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Dazu würde ich nicht raten, mein Lieber. Lady X hat einflussreiche Freunde, mit denen sie unterwegs ist. Sie werden die Frau nicht finden.«

»Das lassen Sie mal meine Sorge sein.«

»Wirklich, Mr. Marian. Ich mache Ihnen da nichts vor.« Sehr ernst sprach ich, und der Inspektor wurde nachdenklich.

»Was haben die überhaupt hier vor?« murmelte er.

»Wahrscheinlich wollen sie zu dem goldenen Buddha.«

Jetzt lachte der einheimische Polizeiinspektor. »Das können sie sich mal abschminken. Da kommt so leicht niemand hin. Nein, da haben sie keine Chance.«

»Sind Sie sicher?«

»Hundertprozentig. Das Kloster liegt so einsam und abgelegen, dass eine Expedition Tage braucht, wenn nicht Wochen oder Monate, um dorthin zu gelangen.«

Ich verschwieg dem guten Mann, welche Möglichkeiten Dr. Tod und seiner Mordliga zur Verfügung standen. Für diese teuflische Gruppe gab es kein Hindernis.

Marian legte meine nachdenkliche Miene anders aus. »Sie sehen, Herr Kollege, hier ist vieles anders als in Ihrer Heimat. Und der Himalaya sind nicht die Alpen.«

»Das stimmt.«

»Deshalb meine ich, dass Sie uns ruhig die Fahndung nach der Frau überlassen sollten. Es gibt zwar zahlreiche Weiße in diesem Land, aber doch nicht so viele, dass sich die Frau hier länger verstecken

kann. Irgendwann in den nächsten Tagen haben wir sie. Und sie als auch ihr Kumpan werden uns auf die Spur der Mönche führen. Ich nehme auch nicht an, dass sie wieder zurück in das Bergkloster gehen, und manchmal glaube ich sogar an einen Scherz. Es gibt keine Menschen, die einer Kugel standhalten, Mr. Sinclair.«

Da war ich zwar anderer Meinung - schließlich hatte ich das Gegenteil erlebt -, sagte jedoch nichts.

»Da Sie schweigen, werden Sie mir bestimmt recht geben«, meinte der Kollege Marian.

»Vielleicht.«

»Nein, da bin ich sicher.« Er schaute mich an. »Was haben Sie noch vor?« Eine Spur Misstrauen schwang in seiner Frage mit. Er hatte Angst, dass ich ihm ins Handwerk pfuschen könnte, deshalb griff ich zu einer Notlüge.

»Ich werde hierbleiben und mich ein wenig umsehen, Mr. Marian. Das ist ja Ihre Arbeit.«

Jetzt strahlte er und präsentierte mir sein weißes Gebiss. »Diese Idee ist gut, Kollege. Sagen wir drei Tage, dann habe ich das Weib. Und dann können Sie die Frau mit nach England nehmen, um dort einen Orden für die Tat entgegenzunehmen.«

»Sie machen mir Mut.«

»Optimismus war schon immer meine starke Seite«, lobte sich Marian selbst. »Deshalb haben wir auch hier in Katmandu große Erfolge erringen können.«

Ich rutschte vom Hocker.

»Wollen Sie noch weg?« fragte Marian.

»Nur auf mein Zimmer«, erwiderte ich. »Der Fall liegt bei Ihnen ja in den besten Händen.«

Marian nickte. »Worauf Sie sich verlassen können. Ich werde Ihnen beweisen, dass es nicht nur in merry old England gute Polizisten gibt, sondern auch hier. Und diese komische Lady X, die schaffen

wir hier mit links.«

»Ich gönne es Ihnen.« Das meinte ich ehrlich. Nur kannte dieser Mann Barbara Scott nicht. Sie war ungeheuer gefährlich und machte fast allen Killern etwas vor.

Ich verließ die Bar. Dabei fühlte ich die Blicke des Inspektors auf meinem Rücken brennen.

In der Rezeption suchte ich vergebens nach Suko. Wo steckte der Bursche denn? Auch von Tai Pe, dem Erhabenen, war nichts zu sehen. Ich stand allein auf weiter Flur. Und das gefiel mir überhaupt nicht, Freunde.

Tai Pe war zwar vor Suko gestartet, doch der Chinese überholte ihn schon nach wenigen Schritten. Er stürzte förmlich auf den Tempel zu, wo die Geräusche aufgeklungen waren.

Hinter der Buddha-Statue rannte Suko entlang und sah auch Brahdanas Rücken. Der Abt lief für sein Alter überraschend schnell, bog jetzt um die Statue herum und schrie mit lauter Stimme: »Frevler, ihr elenden Frevler! Der Zorn Buddhas soll euch treffen und vernich...«

Die letzte Silbe brachte er nicht mehr heraus. Seine Stimme endete in einem dumpfen Röcheln.

Suko ahnte Schreckliches. Er beeilte sich noch mehr, umlief die Figur und sah den Abt.

Ein großer Dolch steckte in seiner Brust. Er war von einem der goldköpfigen Geschöpfe geschleudert worden, die in den Tempel eingedrungen waren.

Die anderen Mönche flohen. Sie hatten Angst vor den Goldenen, nur Brahdana hatte sich ihnen entgegengestellt.

Ohne Erfolg.

Die anderen waren stärker gewesen, und es sah so aus, als sollte der Abt mit seiner Prophezeiung recht behalten.

Er starb.

Beide Hände hatte er um den Griff des Messers gekrallt, während er langsam nach hinten taumelte, wobei seine Schritte immer mühseliger wurden. Man merkte, wie die Kraft seinen alten Körper verließ. Dann knickte er ein und fiel hin.

Dicht vor der Statue blieb er auf dem Rücken liegen.

In Suko schoss der Zorn wie eine Flamme hoch. Zum ersten Mal sah er die schrecklichen Gestalten mit den goldenen Köpfen, sah auch ihre von Kugellöchern gezeichneten Körper. Ein normaler Mensch wäre schon längst tot gewesen, doch diese Figuren existierten nach wie vor. Waren es Menschen, Dämonen, Zombies?

Auf jeden Fall Feinde. Und sie wollten sowohl den Buddha als auch den Tempel zerstören. Sie kamen näher.

Auch der Mönch, der den Dolch geschleudert hatte, war wieder bewaffnet. Unter seinem Umhang hatte er eine zweite Waffe versteckt gehabt. Kräftige Fäuste umschlossen die Griffe. In den dunklen Augen hinter der goldenen Schicht las Suko tödlichen Hass.

Hilfe konnte der Chineser kaum erwarten. Die restlichen Mönche aus dem Kloster waren friedfertige Menschen, die roher Gewalt nichts entgegenzusetzen hatten. Sie wollten ihre Ruhe, um beten und meditieren zu können.

Und Tai Pe? Auch er war nicht mehr der Jüngste, trotzdem wollte er in dem Kampf eingreifen, wie Suko mit einem raschen Seitenblick feststellte.

»Nicht!« rief er dem Erhabenen zu. »Bleib zurück. Ich werde gegen sie kämpfen.«

Die Goldköpfigen hatten ihn genau verstanden. Sie änderten die Richtung ein wenig und kamen direkt auf den Chinesen zu. Suko dachte über seine Waffen nach. Was stand ihm zur Verfügung? Einmal die Beretta, dann die Dämonenpeitsche, die er in der letzten Zeit immer mitgenommen hatte - und der Stab des großen Buddha.

Sollte er ihn hier zum ersten Mal ausprobieren? Suko entschied sich dagegen. Der Abt hatte ihm gesagt, dass er die Waffe nur bei großer Gefahr anwenden sollte. In Gefahr befand sich Suko zwar, aber nicht in Lebensgefahr.

Die Beretta ließ er stecken. Von John Sinclair hatte er gehört, dass die geweihten Kugeln nichts gegen die Mönche ausrichteten. Die christliche Religion zeigte in dieser Kultursphäre keine Wirkung. Blieb die Dämonenpeitsche.

Sie entstammte keiner Kultur oder Religion, sondern dem Reich der Dämonen. Sie war auch an keine Regeln gebunden, denn sie hatte einmal einem Dämon gehört, der mit dieser Waffe eigene Artgenossen tötete. Es spielte keine Rolle, welchem Kulturkreis sie entstammte.

Suko steckte den Stab weg und holte die Peitsche hervor. Einmal schlug er einen Kreis über den Boden, und im nächsten Augenblick rutschten die drei Riemen aus der Öffnung.

Sie klatschten zu Boden.

Als die drei Mönche dieses Geräusch hörten, waren sie für einen Augenblick irritiert, aber wirklich nur für wenige Sekunden, dann starteten sie und griffen an.

Sie waren schnell, so verdammt schnell.

Nach drei Seiten spritzten sie auseinander, um Suko in die Zange zu nehmen. Eine raffinierte Taktik, die der Chinese jedoch durch seine Schnelligkeit und Reaktionsfähigkeit durchkreuzte. Den rechten nahm er sich zuerst vor. Während Suko auf ihn zusprang, hob er die Peitsche und schlug hart zu.

Er traf.

Der Mönch, der seinen rechten Arm, hochgerissen hatte, wurde völlig überrascht. Die drei Riemen klatschten quer durch sein goldenes Gesicht und zeigten sofort Wirkung.

Unter der Goldmaske drang ein grauenhafter Schrei hervor. Der

Mönch riss beide Arme hoch, sein Vorwärtsdrang wurde gestoppt, und er torkelte zur Seite.

Plötzlich veränderte sich sein Gesicht. Das Gold wurde weich, es zerlief zu einer dicken Masse, die am Hals des Mönches herab rann und über die Kleidung tropfte.

Einzelne Klumpen fielen zu Boden.

Das Gold war warm geworden, und die kleinen Kugeln verdampften mit einem zischenden Geräusch. Unter der zerfließenden Maske war jetzt das Gesicht zu sehen. Eine blasse, widerliche Fläche, die irgendwie eingefroren wirkte, und in der die Augen wie zwei kalte Glasmurmeln saßen.

Langsam kippte der Mönch nach vorn und schlug schwer zu Boden, wobei er mit seiner Stirn fast Sukos Fußspitzen berührte. Noch immer rann das heiß gewordene Gold vom Kopf des Mannes und breitete sich neben seinem Körper zu einer Lache aus.

Dieser Mönch existierte nicht mehr.

Suko grinste kalt. Die Zahl der Gegner hatte er um ein Drittel verringert. Er war sicher, dass er die anderen beiden Mönche auch noch schaffen würde.

Diese hatten ihren ersten Schrecken überwunden, nachdem sie den Tod ihres Artgenossen miterlebten. Jetzt rüsteten sie zum Angriff, denn aufgeben wollten sie nicht.

Von zwei Seiten kamen sie auf Suko zu. Sie achteten darauf, dass sie nicht in die unmittelbare Nähe der Dämonenpeitsche gerieten, denn deren Wirkung hatten sie eben kennengelernt.

Suko machte ihre Bewegungen mit. Er passte sich ihnen an und lauerte, während Tai Pe, der Erhabene, sehr genau dem Kampf zuschaute, es aber nicht wagte, einzugreifen.

Dafür attackierte Suko.

Urplötzlich stieß er sich ab. Er wollte es wie beim ersten Mal machen, doch diesmal wichen die Mönche geschickt aus. Die

Dämonenpeitsche verfehlte sie.

Dann stach der Mönch mit dem Messer zu. Es war der Kerl, der Links von Suko stand, und die lange Klinge war wie ein Blitzstrahl, als sie auf den Chinesen zielte.

Suko befand sich noch in der Vorwärtsbewegung, die er jedoch nicht richtig unter Kontrolle hatte, weil sein Schlag fehl gegangen war, doch mit einem blitzschnellen Konterhieb traf er die Messerhand des gefährlichen Mönchs.

Der Mann verlor zwar nicht seinen Dolch, doch sein Arm wurde zur Seite gelenkt. Die geschwungene Klinge verfehlte den Chinesen um Haaresbreite.

Suko fing sich wieder. Auf der Stelle kreiselte er herum.

Und in diesem Sekundenbruchteil nahm er auch die Bewegung des anderen wahr.

Der Mönch wollte die Klinge von oben nach unten auf Suko zustoßen.

Da spielte der Chineser nicht mit. Seine Handkante war schon auf der Reise.

Einen Herzschlag später erfolgte der Treffer. Handkante und Gelenk krachten gegeneinander. Und Suko war Karatekämpfer. Der Arm des anderen sauste zurück, gleichzeitig stieß Sukos Faust vor und traf den Magen des Mönchs.

Der Gegner torkelte zurück. Suko holte aus.

Da war der zweite heran. Doch er kam nicht allein. Sein Würgegriff drückte Tai Pe die Luft ab, und wie eine Puppe schob der Goldene den Erhabenen vor sich her. Sein goldenes Gesicht zeigt ein widerliches Grinsen, denn die Spitze des Dolchs saß auf der Brust Tai Pes.

Der Mönch brauchte nur zuzustechen...

Suko wusste, was er zu tun hatte. Er ließ die Dämonenpeitsche fallen, auch ohne dass der Mönch etwas gesagt hatte.

Der zweite Mönch aber stellte es schlau an. Er näherte sich Suko, wobei er einen Halbkreis schlug, so dass er in den Rücken des Chinesen gelangte.

Dort hob er den rechten Arm. Es gab keinen Zweifel, er wollte Suko den Dolch in den Rücken stoßen.

Es waren lebensgefährlich Sekunden für den Chinesen, und es gab nur einen Ausweg.

Er musste den Stab einsetzen.

Wenn es klappte, dann konnte er nicht nur sich, sondern auch Tai Pe retten.

Suko rieselte es kalt den Rücken hinab. Er ahnte, wann sein Gegner zustoßen würde, und er handelte.

Der Chineser warf sich nach vorn und gleichzeitig schräg zur Seite. Der Stich verfehlte ihn, und Suko gelang es, den kleinen Stab aus der Tasche zu holen.

Ein Wort brauchte er nur zu sagen.

»Topar!« rief der Chineser laut.

In nächsten Augenblick war alles anders. Bis auf Suko schienen sämtliche Akteure erstarrt zu sein. Der Mann, der Suko hatte niederstechen wollen, stand in einer halb gebückten Haltung und hielt seinen Dolch umklammert. Der andere Mönch, er hatte Tai Pe umklammert, rührte sich auch nicht mehr, ebenso wenig wie der Erhabene, dessen Hals von der Messerspitze geritzt worden war, so dass ein feiner Blutstreifen bis an den Brustansatz lief.

Nur Suko konnte sich bewegen. Und er musste sich verdammt beeilen, denn es blieben ihm nur fünf Sekunden.

In dieser Zeit musste er das Leben des Erhabenen retten. Suko war blitzschnell. Er hätte die beiden Mönche jetzt töten können, aber das war ihm untersagt, zudem ging es gegen Sukos Mentalität. Er schaltete sie nur aus.

Zuerst nahm er sich den Kerl vor, der ihn angegriffen und verfehlt

hatte. Suko zog ihn zurück und bog gleichzeitig seinen Arm nach hinten.

Es war ein Kinderspiel, ihm das Messer zu entwenden. Suko warf es weg und hatte nur noch einen Gegner. Zuvor jedoch packte er Tai Pe an den Hüften, hob ihn hoch und stellte ihn zur Seite. Jetzt war der Erhabene aus der Gefahrenzone.

Die Zeitspanne verging.

Fünf Sekunden waren um.

Schlagartig wurde die Situation wieder anders. Der Mönch mit dem Dolch hatte Tai Pe ermorden wollen. Und diese Bewegung setzte er jetzt fort.

Doch da war niemand mehr, den er treffen konnte, die Klinge fuhr ins Leere, und der Mönch stieß einen erschreckten Ruf aus. Genau da kam Suko. Er schnellte durch die Luft, und ein wuchtiger Hieb traf den Hals des Mönchs.

Der Mann wankte, er fiel aber nicht, doch er gab Suko die Gelegenheit, wieder die Dämonenpeitsche einzusetzen.

Der Chineser schlug zu.

Fast wickelten sich die drei Riemen um den goldenen Kopf des Mönchs.

Wieder begann das gleiche Schauspiel. Die magischen Kräfte der Peitsche wirkten auch bei diesem Diener des Bösen. Das Gold schmolz langsam weg. Wie zerlassene Butter rann es am Schädel des Unheimlichen entlang und wurde vom Gewand aufgesaugt. Nur noch ein Gegner.

Der wollte fliehen.

Er hetzte bereits auf den Ausgang zu und hatte einigen Vorsprung gewonnen.

Suko jagte hinterher. Er wunderte sich, wie schnell diese Monster war.

Der Mönch riss die Tür auf, was ihn allerdings wertvolle Zeit

kostete.

Und Suko hatte noch die Peitsche, die in diesem Moment eine Verlängerung seines Arms war.

Die drei Riemen pfffen durch die Luft. Diesmal trafen sie nicht den Kopf des Goldenen, sondern dessen Rücken.

Auch hier wirkte die magische Peitsche.

Der Körper zuckte. Er wollte noch nach draußen laufen, doch er verlor bereits seine Kräfte. Die rechte Hand rutschte ab, der Arm fiel nach unten, dann brach die Gestalt zusammen. Aus dem Rücken drang ein bestialisch stinkender Rauch, so dass Suko unwillkürlich zurückwich, damit er ihn nicht einatmete.

Die Mönche lebten nicht mehr. Drei Diener weniger. Das Gold war von ihren Gesichtern gelaufen und auf dem Boden bereits wieder erkaltet, wo es starre Pfützen gebildet hatte. Die Gesichter der Mönche waren bleich, sie wirkten ebenso leblos wie zuvor, als sie noch mit der goldenen Maske überzogen gewesen waren.

Der Chinese nickte Tai Pe zu. »Wir haben es geschafft«, sagte er und lächelte.

»Du hast es geschafft«, erwiderte der Erhabene und trat langsam näher.

»Nein. Nur mit Buddhas Hilfe.« Suko holte den Stab aus der Tasche und hielt ihn hoch.

Tai Pe lächelte. »Schade, dass Brahdana es nicht mehr hat sehen können...«

»Doch, ich habe es gesehen.«

Wie ein Hauch war die Stimme und auch kaum zu hören.

Suko und Tai Pe drehten sich um. Dann liefen sie hastig auf den Abt zu, der am Boden lag und noch nicht tot war, obwohl der Knöchernerne ihn bereits umklammert hielt und bald zudrücken würde. Suko und Tai Pe knieten nieder.

Brahdana lächelte. Er schaute erst den Erhabenen an, dann Suko.

Auf dessen Gesicht blieb sein Blick länger haften. »Du bist ein würdiger Erbe des heiligen Stabs«, flüsterte er. »Ich habe es noch sehen dürfen, und dafür danke ich Buddha. Ich fühle bereits, wie nahe ich ihm bin. Ich werde eingehen ins Nirwana und dort für euch und alle anderen Gerechten beten. Und ich werde ihm, dem großen Buddha, Auge in Auge gegenüberstehen...« Der Abt bewegte seinen Arm, und die Finger suchten nach Sukos Hand. »Lass dich noch einmal berühren, Suko«, hauchte er mit ersterbender Stimme.

»Du bist der Mann, der es schaffen kann. Du wirst den goldenen Buddha vernichten. Versprichst du mir das?«

Der Chinese nickte.

»Ich glaube dir, ich vertraue dir. Und auch Tai Pe wird dich unterstützen. Ihr beide...« Brahdana wollte noch etwas sagen, aber seine Stimme versagte. Der Tod war schon zu nahe. Über sein Gesicht lief noch ein letztes Lächeln, was auch erhalten blieb, als er schon nicht mehr lebte.

Ein weiser, alter Mann war tot.

Suko schaute auf, während Tai Pe dem Toten die Augen zudrückte.

Unhörbar waren die anderen Mönche herantreten. Sie umstanden die beiden Männer und den toten Abt. Suko sah es in manchen Augen feucht glänzen. Er erhob sich. Lautlos trat er zu Seite.

Der Chinese machte den anderen Platz, denn was nun kam, war nicht mehr seine Sache.

Tai Pe winkte zwei Mönche heran. Sie traten neben ihren toten Abt, bückten sich und hoben den Leichnam an. Sie trugen den Toten weg.

Jetzt würde die große Trauerzeremonie beginnen, die mehrere Tage dauerte.

Suko schaute auf seine Uhr. Es war schon zuviel Zeit vergangen, er musste wieder zurück.

»Kommst du mit?« fragte er Tai Pe.

Der Erhabene nickte. »Ja, ich kenne meine Aufgabe, denn ich

werde euch begleiten.«

»Kennst du den Weg zum Kloster?«

Tai Pe nickte.

»Und wie sollen wir dort hinkommen?«

Der alte Mann lächelte. »Ich bin früher zu Fuß gegangen, aber das dauert sehr lange. Soviel Zeit haben wir bestimmt nicht. Man kann es auch schneller schaffen, indem wir einen Hubschrauber nehmen.«

»Daran habe ich auch gedacht«, meinte Suko. »Nur wer soll ihn fliegen?«

»Ich kenne einen Piloten.«

»Dann ist es okay.«

Die beiden Männer verließen den Tempel. Um die getöteten Mönche wollten sich die anderen kümmern. Auch sie würden ihre Gräber bekommen, mochten sie auch Feinde gewesen sein.

Suko und Tai Pe gingen wieder zu Fuß zurück zum Hotel, wo ich bereits ungeduldig wartete.

»Was ist geschehen?« empfing ich die beiden.

Suko berichtete.

»Und du hast sie geschafft?«

Der Chinese schüttelte den Kopf. »Nicht ich, sondern die Dämonenpeitsche und der heilige Stab.«

Er holte ihn hervor und zeigte ihn mir.

Vorsichtig nahm ich den Stab in die Hand und wunderte mich, wie leicht er war. Ich zweifelte nicht an Sukos Worten. Längst hatte ich in meinem Leben erkannt, dass es viele Dinge zwischen Himmel und Erde gab, die nicht so ohne weiteres zu erklären waren. Dazu gehörte auch die Funktion des Stabs.

Ich gab ihn Suko zurück. »Damit hast du eine Waffe bekommen, die dir eine ungeheure Verantwortung aufbürdet«, sagte ich. »Ein Ersatz für den Bumerang.«

Ich lachte wütend auf. »Den hole ich mir noch zurück, Suko. Darauf

kannst du dich verlassen.«

Tai Pe mischte sich ein. »Wir sollten uns um die Reisevorbereitungen kümmern«, meinte er.

Der Erhabene hatte recht. Ich hörte mir seine Vorschläge an und war einverstanden. Dabei gab ich zu bedenken, dass wir es mit zwei Gruppen zu tun hatten. Nicht nur mit den Dienern des goldenen Buddha, sondern auch mit Dr. Tod und seinen Vasallen. Wobei sich die Frage stellte, wer schlimmer war. Fast glaubte ich an die Mordliga.

Tai Pe zählte auf, was wir alles an Ausrüstung brauchten. Suko und er wollten die Sachen besorgen. Ich blieb im Hotel zurück, denn ich traute dem Polizeiinspektor nicht. Marian hielt mich bestimmt unter Beobachtung. Dass ich mich völlig aus dem Fall heraushalten würde, nahm er mir sicherlich nicht ab.

Suko und Tai Pe gingen. Ich blieb allein zurück und hoffte nur, dass alles glattging...

Ich konnte mich nur wundern, wieso Tai Pe noch immer seine Beziehungen hatte, obwohl er schon so lange in London lebte. Auf jeden Fall hatte er es geschafft, einen Hubschrauber nebst Piloten aufzutreiben. Letzterer war ein kleiner Mensch, dessen Körper in den Proportionen irgendwie nicht stimmte. Er hatte viel zu breite Schultern, zu kurze Beine, dafür aber lange, kräftige Arme. Als er uns sah, verbeugte er sich, und sein Gesicht schien in tausend kleine Falten zu zerfließen.

»Das ist Fu«, stellte uns Tai Pe den Piloten vor. »Er kennt die Berge ausgezeichnet, denn er ist Flieger der Rettungswacht. Für uns hat er sich extra Urlaub genommen.«

»Ich danke dir, Fu«, sagte ich.

»Für meinen großen Freund Tai Pe ist mir keine Mühe zuviel«, erwiderte er.

Die Worte waren schlicht gesprochen, obwohl er sie so großartig formuliert hatte. Ich glaubte ihm, und ich fasste auch Vertrauen zu diesem Mann.

Suko hatte sich inzwischen um das Gepäck gekümmert. Es war in zwei Seesäcken verstaut worden. Vor allen Dingen warme Kleidung, denn auf 10000 Fuß Höhe pfiff ein höllisch kalter Wind.

»Ich hoffe nur, dass ihr beide euch an das Höhenklima gewöhnt«, sagte Tai Pe. »Die Luft dort ist sehr, sehr dünn. Eure Aktionen werden zwangsläufig langsam sein.«

Das befürchtete ich auch. Ich hatte zwar schon des Öfteren im Gebirge meinen Urlaub verbracht, war aber nie so hoch gewesen.

9000 Fuß war bisher der höchste Punkt gewesen. Nur einmal waren wir zum Jungfrauenjoch hochgefahren, das noch 1000 Fuß höher liegt.

Aber da hatten wir die Seilbahn benutzt.

Ich schaute mir den Hubschrauber an. Es war eine grüngrau gestrichene Militärmaschine, allerdings ohne Hoheitsabzeichen, dafür jedoch mit dem Signet der Bergwacht gekennzeichnet. Die Maschine war geräumig und sah trotzdem wendig aus, was sie auch sein musste, denn wir würden sicherlich durch enge Täler fliegen.

»Aufgetankt ist«, sagte Suko. »Eigentlich steht dem Abflug nichts mehr entgegen.«

Wir mussten uns noch umziehen. Fu begleitete uns in eine Baracke, die ebenfalls zum Flughafen der Bergwacht gehörte.

Noch immer blies der widerlich warme Südwind und ließ die Fahne am hohen Mast knattern. Fu führte uns in einen Extraraum, wo wir die Kleidung wechselten.

Bei diesen Temperaturen eine fellgefüllte Parkajacke anzuziehen war pervers. Als ich die Jacke sah, fing ich schon an zu schwitzen.

Suko grinste nur. »Du wirst dich daran gewöhnen und hinterher froh sein, dass du sie hast.«

»Mal sehen.« Den Reißverschluss ließ ich offen, damit ich noch meine Waffen verstauen konnte.

Ich öffnete den Koffer und schaute hinein. Pistole und Kreuz trug ich schon. Beides war in diesem Fall wohl wertlos. Gegen den goldenen Buddha und dessen Diener musste man mit anderen Waffen auffahren. Ob mir die magische Kreide etwas nutzte, wusste ich auch nicht, steckte sie jedoch sicherheitshalber ein. Ich nahm auch den silbernen Dolch. Die Druckluftpistole ließ ich liegen, dafür steckte ich mir noch die Gnostische Gemme ein, die ich einmal in Ägypten bekommen hatte. Die Gemme, ein ovaler Stein, der auf der Oberfläche eine Schlange zeigte, die sich selbst in den Schwanz biss, konnte mir unter Umständen helfen. Dann klappte ich den Koffer wieder zu.

Suko ahnte meine Gedanken, er reichte mir die Dämonenpeitsche.

»Wenn du sie noch verstauen kannst, nimm sie. Die ist auf jeden Fall eine sichere Sache.«

»Und du?« fragte ich.

Suko lächelte. »Ich habe doch meinen Stab.«

Die Peitsche abzulehnen wäre eine Beleidigung gewesen, deshalb nahm ich sie an mich. Sie fand in der Innentasche meiner Parkajacke Platz.

Auch Tai Pe war schon umgezogen. In der dicken Kleidung wirkte er doppelt so breit.

Suko sah aus wie ein Teddybär. Wir waren fertig und nickten uns zu.

»Auf geht's«, sagte ich und wandte mich als erster in Richtung Tür.

Fu wartete draußen und schaute besorgt zum Himmel. »Ist was?« fragte ich.

»Schauen Sie sich das an, Sir. Dieser Himmel...«

»Du kannst John sagen.«

Fu grinste wieder. »Gut, John. Trotzdem macht mir das Wetter

Sorgen. Es wird einen Umschwung geben. Ich habe lange genug in den Bergen gelebt und kenne die Vorzeichen genau. Sieh dir nur die Wolken an. Die feinen, weißen Streifen im Blau des Himmels. Die verdichten sich, und dann gibt es Sturm.«

»Mit Schnee?« fragte ich.

»In der Höhe sicher.«

»Kommen wir vorher noch weg?«

»Ich hoffe es. Mit der Bergwacht an der Todeswand habe ich mich schon in Verbindung gesetzt.«

»Todeswand?«

»Ja, wir nennen sie so. Es sind zahlreiche Bergsteiger dort abgestürzt. Wir müssen sie überfliegen, aber an der Hütte landen, um neuen Sprit zu fassen.«

Fu war der Fachmann, er musste es wissen. Suko und Tai Pe kamen.

Auch der Mönch schaute zum Himmel. Ihm behagte das Wetter ebenfalls nicht. Tai Pe trug die gleiche Kleidung wie wir. Er sah fremd aus in dieser Kluft.

Fu öffnete den Einstieg. Er befand sich ziemlich weit über dem Boden.

Deshalb zog der Pilot eine Leiter aus, damit wir hochklettern konnten.

Im Hubschrauber mussten wir uns ducken. Auf vier breiten Ledersitzen konnten wir Platz nehmen. Suko verstaute das Gepäck im Rückraum, wo er es festschnallte.

Wir nahmen Platz. Tai Pe setzte sich neben den Piloten, denn er war ortskundig und konnte Fu Navigationshilfen geben. Ich nahm hinter dem Erhabenen Platz, Suko konnte Fu in den Nacken schauen. Wir schnallten uns an.

Vom Tower - er bestand nur aus einer Baracke - wurde ein Lichtsignal gegeben.

Start frei.

Fu checkte noch einmal die Instrumente durch. Das Ruder, Öldruck, Treibstoffanzeige und so weiter.

Ich schaute aus dem Fenster.

Im Süden lag Katmandu. Von meinem Platz aus konnte ich über die Dächer der meisten Häuser blicken. Staubwolken trieben über die Stadt. Ein großes Flugzeug zog seine Bahnen im Warteraum. Nördlich von uns wuchsen die Berge hoch.

Es war schon irgendwie furchterregend, wenn ich mir dieses gewaltige Massiv anschaute, das über dem dichten, grünen Dschungel irgendwie beklemmend wirkte.

Fu hatte einen Kopfhörer übergestreift. Die quäkende Stimme daraus wurde vom Dröhnen der Motoren überdeckt. Dann hörten wir das Rappen der Rotorblätter. Sie drehten sich immer schneller, der Hubschrauber bebte, zitterte und hob ab.

Unser Flug ins Ungewisse begann...

Die Berge rückten näher!

Ein sagenhaftes Panorama. Die dichten, grünen Matten waren in Vergessenheit geraten, denn wo wir flogen, gab es keine Vegetation mehr. Nur Steine, Geröll und Felsen. Hier und da sahen wir einen nicht weggetauten Schneeflecken. Tiere nahmen Reißaus, als sie das Dröhnen der Motoren hörten und der Schatten des Hubschraubers über sie fiel, wenn wir im Tiefflug vorbei- rauschten.

Unter uns lagen die gewaltigen, mit Steinen übersäten Hochebenen, an deren Ende oft steile Felswände bizarr in den noch wolkenlosen Himmel ragten. Wie gesagt, noch war der Himmel wolkenlos, aber er begann sich schon einzufärben. Das lichte Blau wurde dichter, farbintensiver, und ich sah bereits die ersten grauen Schimmer.

Der Wetterumsturz würde kommen. Hoffentlich erst nach Erreichung unseres Ziels.

Unter uns bewegte sich eine Karawane. Die Menschen schauten hoch, als der Hubschrauber sie überflog. Sie hatten ihre Habe auf Esel- und Ziegenrücken geladen. Die Tiere waren genügsam, sie passten sich dem kargen Gelände an.

Bald war die Karawane verschwunden.

Die Felswand am Ende der Hochebene wuchs vor uns auf. Riesig, gewaltig und gefährlich. Das musste die Todeswand sein, von der Fu gesprochen hatte.

Der Pilot drehte sich auf seinem Sitz um und deutete nach vorn. Er wollte mir sicherlich klarmachen, dass es diese bewusste Wand war.

Ich nickte.

Winzig kam ich mir vor, wenn ich an dieser Wand hochsah. Bald wurde der Anflugwinkel so spitz, dass wir nicht mehr den Himmel erkennen konnten. Fast im Direktflug dröhnte der Hubschrauber auf die Felsen zu. Mir wurde es langsam unheimlich. Warum zog Fu die Maschine nicht höher? Wenn er so weiterflog, zerschellten wir an der Wand. Oder hatte ich mich in der Entfernung getäuscht?

Ich warf einen raschen Seitenblick auf Suko. Auch er hatte die Stirn gekraust. Ihn schienen ähnliche Gedanken zu quälen wie mich.

Jetzt hielt ich es nicht mehr aus. »Warum steigen wir nicht?« schrie ich dem Piloten zu.

Der hörte nicht oder wollte nicht hören.

Ich wurde misstrauisch, und ich wunderte mich auch, das Tai Pe nichts sagte.

Das wollte ich genau wissen. Inzwischen waren wir schon so nahe heran, dass ich in der Felswand einzelne Höhlen, Risse und Spalten erkennen konnte.

Ich stand auf, befreite mich vom Gurt, ging geduckt zwei Schritte vor und stieß Tai Pe an.

Der Erhabene fiel nach vorn. Der Gurt hielt ihn auf, sonst wäre er zu Boden gekracht.

Im selben Augenblick drehte sich Fu um.

Er schaute mich an.

Es traf mich wie ein Kübel Eis-Wasser. Der Pilot Fu hatte das Gesicht eines goldenen Mönchs!

Inspektor Marian hockte hinter den dicken Mauern des Polizeipräsidiums wie eine Spinne im Netz.

Das Gebäude stammte noch aus der englischen Besatzungszeit, und Marian fühlte sich hinter den dicken Mauern eigentlich recht wohl, denn sie hielten die größte Hitze ab.

Sein Büro hatte die Ausmaße eines kleinen Saals. Dafür standen zwei Schreibtische dort, ein Aktenschrank und vier Stühle für Besucher.

Ansonsten residierte der Inspektor allein, und er fühlte sich wohl zwischen den drei Telefonen, wobei ihn eins direkt mit dem Polizeipräfekten verband.

An diesem Tag jedoch hatte er schlechte Laune. Ihn wurmte es, dass dieser englische Kollege ohne sein Wissen ins Land gekommen war.

Dass hier zudem noch etwas hinter seinem Rücken lief, passte ihm überhaupt nicht. Deshalb hatte er auch einen Mann abgestellt, der den Oberinspektor aus London bewachen sollte. Und dieser Mann rief an.

»Sinclair ist verschwunden«, meldete er knapp.

Marian wurde bleich. »Und wohin?«

»Keine Ahnung.«

»Was heißt das?« Die Stimme des Inspektors klang wie das Grollen eines fernen Gewitters.

»Er hat das Hotel verlassen. Ich blieb ihm auf den Fersen, aber dann war er verschwunden.«

»Du weißt also nicht, wo er hinwollte?«

»Nein, er hatte nur zwei Männer bei sich. Sahen mir aus wie

Chinesen.«

»Sahen sie nur so aus oder waren sie es?«

»So genau kam ich nicht heran.«

»Trottel«, schimpfte Marian.

Sein Untergebener schluckte die Beleidigung. »Da ist aber noch etwas«, sagte er.

»Raus damit.«

»Spitzel von uns glauben, die Männer am Flughafen der Bergwacht gesehen zu haben.«

Marian schluckte. Verdammt, also doch. Dieser Sinclair war sicherlich losgeflogen, um dem Kloster einen Besuch abzustatten. Er hatte ihn, Marian, reingelegt. Vor Wut zerbrach der Nepalese einen Bleistift.

Der Anrufer, vom Knacken irritiert, fragte: »Sind Sie noch in der Leitung, Chef?«

»Ja, zum Teufel!«

»Wir haben einen Toten gefunden«, berichtete der Mann.

»Und?«

»Es ist ein Pilot. Ganz in der Nähe des Flughafens. Ob diese Leiche wohl etwas mit dem Fall zu tun haben könnte?«

»Klar.«

»Aber was?«

»Wo bist du jetzt?« fragte Marian.

»Nicht weit vom Flughafen entfernt.« Der Mann gab den Namen der Straße durch.

»Bleib da und warte auf mich. Ich komme mit der Mordkommission.«

»Danke, Chef.«

Der bedankt sich noch, dachte Marian kopfschüttelnd, als er auflegte.

Ein richtiger Kriecher, aber ein fähiger Mann, wenn er ihn mit den

anderen verglich. Bei denen kam gar nichts heraus. Nicht einmal das Stroh, das in ihren Köpfen wuchs.

Marian sprang auf. Dieser Sinclair, dachte er. Ein verdammter Lumpenhund. Hat mich reingelegt. Aber Sinclair selbst war auch reingelegt worden. Die andere Seite schlief nicht, das hatte der Mord an dem Piloten bewiesen. Nur, wie sollte Sinclair jetzt in die Berge kommen? Oder hatte man ihm und seinen Freunden einen anderen, einen falschen Piloten untergejubelt?

Marian lachte kräczend. Er glaubte nicht, dass er die Männer aus England noch einmal lebend wiedersah...

Und in Lebensgefahr schwebten wir in der Tat. Da hatte der Inspektor mit seinen Gedankengängen gar nicht so unrecht. Unsere Situation war verdammt mies.

Ich wusste nicht, ob Suko mitbekommen hatte, was hier vorn geschehen war. Darauf konnte und wollte ich mich auch nicht verlassen, ich musste handeln.

Beide Arme flogen vor, und mit den Fäusten traf ich das Gesicht des Mannes. Zum ersten Mal hatte ich direkten Hautkontakt mit dem goldenen Gesicht. Das Metall fühlte sich handwarm an, nicht kalt, wie ich angenommen hatte.

Der Mann flog zurück. Seine Hände glitten vom Steuerknüppel. Der Hubschrauber drohte zu trudeln. Er fiel nach rechts ab, kam jedoch wieder auf Kurs.

Jetzt hatte auch Suko bemerkt, dass etwas nicht stimmte. Er löste sich von seinem Sitz und kam näher, wobei er Schwierigkeiten hatte, im Innern des schwankenden Hubschraubers sein Gleichgewicht zu bewahren.

Ich lag über dem Mann mit dem Goldgesicht. Mit der linken Hand drückte ich ihn zurück, wobei ich alle Kraft aufwenden musste, denn er stemmte sich heftig gegen den Griff, mit der Rechten aber fingerte

ich nach der Dämonenpeitsche.

Ich kriegte sie auch zu fassen.

Da war Suko bei mir. Er sah, dass ich Schwierigkeiten hatte, die Peitsche einzusetzen, und nahm sie mir aus der Hand. Gedankenschnell schlug er damit einen Kreis über den Boden, und die drei Riemen rutschten aus der Röhre.

»Weg, John!« schrie er.

Ich ließ den Kerl los und wuchtete meinen Oberkörper zurück, damit Suko freie Schlagbahn hatte.

Im selben Augenblick sackte der Hubschrauber weg. Damit hatte keiner von uns gerechnet. Ich landete auf dem Boden, während sich Suko trotz heftiger Armbewegungen nicht halten konnte und dabei über den im Sitz hängenden Tai Pe fiel.

Am besten hatte es der Kerl mit dem goldenen Gesicht.

Er wurde nur gegen die Innenwand gepresst, konnte sich dort abstützen und stemmte sich aus dem Pilotensitz.

Er wollte Suko angreifen, der sich noch immer nicht freigekämpft hatte.

Dagegen hatte ich etwas.

Ich hob mein rechtes Bein, winkelte es an und stieß blitzartig zu. Mein Schuh - er war schwer und geeignet für Bergtouren - traf den Angreifer in der Körpermitte.

Wichtig wurde er zurückgeworfen, war aber noch nicht erledigt, sondern kam wieder hoch.

Gleichzeitig mit Suko.

Diesmal hielt den Chinesen nichts mehr von seinem Schlag ab. Die drei Riemen pfften durch die Luft. Voll klatschten sie in das goldene Gesicht und zerstörten es.

Zum ersten Mal erlebte ich, wie es war, wenn dieser Götzendiener verging. Die harte Masse auf dem Gesicht wurde von einer Sekunde zur anderen weich und nachgiebig. Sie zerlief zu einem abstrakten

Muster. Unter dem Gold kam die Haut zum Vorschein.

Nur einen Augenblick starrte ich in das Gesicht. Mehr konnte ich mir nicht erlauben, denn nun musste ich handeln. Die Leiche durfte nicht länger den Sitz blockieren.

Suko hatte die gleiche Idee wie ich. Wir sprangen beide vor und hievten den Toten in den Gang.

Eine Erschütterung erfasste die Maschine. Der Hubschrauber wurde regelrecht durchgeschüttelt, während ich mich nach links auf den Sitz warf und sofort nach dem Steuerknüppel griff.

Ich hatte schon einige Modelle geflogen, aber da war schönes Wetter gewesen, und jetzt befanden wir uns im Gebirge, wo sich langsam ein Wetterumschwung bemerkbar machte.

Ich biss die Zähne zusammen und starrte durch die große Frontscheibe.

Zum Greifen nahe lag die Felswand vor uns. Normalerweise hätten wir abspringen müssen, aber Fallschirme lagen irgendwo im Heck der Maschine.

Also mussten wir ran.

Ich setzte alles auf eine Karte, indem ich den Steuerknüppel packte und die Maschine in die Höhe brachte. Es war ein verzweifelter Bemühen, aber es musste mir gelingen, sonst war alles umsonst.

Gleichzeitig senkte ich die Geschwindigkeit und hoffte, dass es reichte, um nicht an der Felswand zu zerschellen. Mir wurde klar, dass diese Wand ihren Namen nicht umsonst erhalten hatte.

Aus meinem Bemühen wurde ein verzweifelter Kampf um Alles oder Nichts. Mein Blick flog über die Instrumentenkonsole, wo zahlreiche Lämpchen glühten und Nadeln zitterten. Dann wanderte er weiter auf die Felswand zu.

Soeben löste sich ein großer Vogel mit adlerähnlichen breiten Schwingen aus seinem Horst und flog davon. Der Lärm hatte ihn wohl aufgeschreckt.

Und die Maschine reagierte.

Langsam, unendlich langsam stieg sie höher. Es war kaum zu spüren, aber der Hubschrauber schaffte es, an Höhe zu gewinnen. Ich fror seltsamerweise vor Anstrengung, obwohl mir der Schweiß auf der Stirn stand. Die große, die erste Gefahr, hatte ich bannen können. Wie es aussah, würden wir nicht an der Felswand zerschellen.

Ich warf einen Blick auf Suko. Der Chinese hatte Daumen und Zeigefinger zum Victory-Zeichen gehoben, wobei er mich fragend anschaute.

Ich nickte.

Suko lächelte.

Dieser Pilot hatte es nicht geschafft, uns umzubringen. Die erste Hürde war genommen. Der Vorfall allerdings bewies uns, dass die andere Seite nicht schlief und überall ihre Spitzel sitzen hatte. Wie hätte sie sonst erfahren können, dass wir auf dem Weg zum Kloster waren?

Mein Herzschlag normalisierte sich. Ich wollte tief durchatmen, was mir zugegebenermaßen schwerfiel, denn zum ersten Mal spürte ich die sehr dünne Luft. Vielleicht war es auch der Stress der letzten Minuten gewesen.

Ich winkte Suko zu. »Schau mal nach Tai Pe!«

Der Chinese nickte. Er untersuchte den Mann. Ich konnte nicht sehen, was er machte, hoffte nur, dass der Erhabene noch am Leben war.

Die Felswand wollte keine Ende nehmen. Der Hubschrauber stieg und stieg. Noch immer lief diese graubraune, zerklüftete Wand wie ein Film vor der Scheibe des Hubschraubers ab. Suko meldete sich. »Es ist alles okay«, sagte er. »Tai Pe lebt.«

»Warum ist er bewusstlos?«

Anstatt einer Antwort hielt mir Suko etwas unter die Nase. Es war ein kleiner Pfeil.

»Den habe ich in seinem Hals gefunden. Der Pilot muss ihn unbemerkt abgeschossen haben.«

Ja, das stimmte. Wir hatten nichts davon bemerkt. Ich hoffte nur, dass Tai Pe nicht zu lange bewusstlos blieb, denn er musste uns noch einige Ratschläge geben.

Endlich erreichten wir das obere Ende der Felswand. Sie verjüngte sich etwas, wurde an beiden Seiten schmaler, und ich sah ein Stück des Himmels, der jetzt allerdings seine blaue Farbe verloren hatte und hellgrau geworden war.

Weißer Flecken bedeckten das Gestein wie ein Muster. Ich sah auch Eis glitzern. Dann erreichten wir den Gipfel, stiegen noch höher und überflogen ihn.

Wir atmeten auf.

Jetzt konnten wir wieder schneller fliegen. Ich erhöhte sofort die Geschwindigkeit. Der Hubschrauber gehorchte willig meinen Befehlen.

Diese Maschine war ausgezeichnet in Schuß.

Unter uns befand sich ein weites Hochtal, das rechts und links von hohen Bergen eingeschnürt wurde. Und dort lag der Schnee, das ewige, dicke Eis, das wohl nie tauen würde.

Doch die Spitzen der hohen Berge hatten einen Saum aus Wolken, die sich immer mehr verdichteten, schwerer wurden und langsam in das Tal sanken. Auch zeigte der Himmel eine schwefelgelbe Farbe zwischen dem Grau.

Verdammt, da kam was auf uns zu. Doch wo, zum Henker, befand sich die Bergstation? Wir mussten Treibstoff tanken. Ich schaute so gut es ging in die Runde. Auch Suko beobachtete. Und er entdeckte die schmale Fahne zuerst.

»Da muss es sein«, sagte er und deutete nach vorn.

Ich flog näher heran. Der Chinese hatte sich nicht getäuscht. Inmitten der kargen Felswüste des Hochplateaus standen zwei

schiefe Steinhäuser, deren schräge Dächer sich gegen den Hang an der Westseite duckten.

Vor den Bauten befand sich ein geräumiger Platz, wo ich landen konnte. Landen! Das war der schwierigste Teil der Aufgabe. Was immer so leicht aussieht, erweist sich oft als ein schwieriges Unterfangen, besonders für einen Anfänger wie mich.

»Kriegst du die Mühle runter?« fragte Suko.

Ich grinste verzerrt. »Das muss ich ja.«

Ich flog einen Bogen. Neben einer Hütte fiel mir die altersschwache Pumpe auf. Mit ihr wurde wahrscheinlich der Treibstoff in die Tanks befördert.

Schnell wurden die Häuser größer. Der Hubschrauber verlor an Höhe.

Sacht ging ich mit dem Steuerknüppel um, als bestünde er aus kostbarem, zerbrechlichem Glas.

Der Platz vor den beiden Hütten war groß genug, um landen zu können. Der Rotorwind wirbelte den Staub in dichten Wolken auf, die langsam davontrieben.

Die breiten Kufen berührten den Boden. Dann ein heftiger Ruck, ein Schütteln, der Hubschrauber stand.

Wir atmeten auf. Ich stellte den Motor ab. Für Sekunden blieben wir ruhig sitzen und hingen unseren Gedanken nach.

Ich hätte mich am liebsten länger ausgeruht, doch dafür war die Zeit zu knapp.

Suko stand als erster auf und öffnete den Ausstieg.

Kalte Luft wehte uns entgegen. Nach der Hitze in Katmandu war es direkt ein Schock. Nun konnten wir froh sein, dicke Kleidung zu tragen. Ich atmete in der dünnen Luft schneller und flacher. Teufel, daran musste man sich erst gewöhnen.

Ohne die Leiter zu benutzen, sprang ich zu Boden. Die Stille des Berglandes umgab uns. Von den Bergen ratschten die dicken Wolken

immer tiefer. Sie hatten abermals ihre Farbe gewechselt und waren grauschwarz geworden. Dabei ließen sie nur noch einen Teil des Sonnenlichts durch, so dass es auf dem Plateau dunkler war als bei unserem Start.

Mich wunderte nur, dass kein Mann der Bergwacht die Hütte verlassen hatte.

War die Station nicht besetzt?

Suko beschäftigten die gleichen Gedanken wie mich. »Seltsam«, sagte der Chineser. »Ich würde mich in dieser Einsamkeit freuen, wenn ich Besuch bekäme.«

»Vielleicht sind sie nicht da«, vermutete ich.

Wir nahmen uns die erste Hütte vor. Die Tür war offen. Erst jetzt hörten wir das Klappern. Es entstand, wenn der Wind die Tür bewegte und sie gegen den hölzernen Rahmen stieß.

Wind kam auf. Er fuhr über das Plateau, wirbelte Staub hoch und zerzauste unsere Haare. Ich betrat als erster die Hütte. Sofort fiel mir der Benzingeruch auf.

Die Hälfte der Hütte war mit Benzinfässern vollgestopft. Ich freute mich, dass genügend Treibstoff vorhanden war. Auf den zweiten Blick jedoch sah ich, dass sämtliche Verschlüsse an den Fässern fehlten.

Es gab nur eine Erklärung.

Die Fässer waren leer.

Wir schauten nach. Kein einziges Fass enthielt Benzin. Bis auf letzte Reste, aber das waren nur Tropfen.

Ein schrecklicher Verdacht keimte in mir hoch. »Kommt!« rief ich Suko zu und verließ die Hütte.

In der zweiten Steinbaracke fanden wir die beiden Männer. Sie lagen übereinander. Mehrere Kugeln hatten sie getötet...

Einen Schritt hinter der Schwelle blieb ich stehen. Das Blut wich

aus meinem Gesicht, die Hände ballte ich zu Fäusten. Ich wusste, auf wessen Konto diese Morde gingen.

Lady X war dafür verantwortlich. Sie war um den berühmten Schritt schneller gewesen und hinterließ nie Zeugen.

Wieder einmal war ich von der Brutalität und Gefühlskalte dieser Frau geschockt. Für mich gab es keinen Zweifel, dass sie die beiden Männer getötet hatte. Um ganz sicher zu sein, ging ich an den Leichen vorbei und pulte eine Kugel aus der Wand.

Es war Munition für eine Maschinenpistole. Und Lady X war mit solch einer Waffe praktisch verheiratet.

Wir traten wieder nach draußen. Ich verschloss die Tür. Zeit, die Männer zu begraben, hatten wir nicht. Zudem führten wir auch einen Toten mit uns.

Suko lief zum Hubschrauber zurück und holte ihn. Als er wieder ausstieg, war Tai Pe neben ihm. Noch immer ein wenig schwankend auf den Beinen, stand der Erhabene im Einstieg. Suko hatte für ihn die Leiter ausgefahren.

Tai Pe kletterte heraus. »Ich weiß Bescheid«, sagte er.

»Ja, die anderen waren schneller«, murmelte ich. »Fragt sich nur, wie es weitergehen soll.« Mein Blick glitt hinauf zu den wolkenverhangenen Berggipfeln. »Wie weit ist es noch bis zum Ziel?«

»Die Hälfte der Strecke haben wir hinter uns.«

Suko kam aus dem Haus, wo er auch den dritten Toten hingeschafft hatte. »Der Tank ist noch halbvoll«, meldete er, weil er die letzten Worte gehört hatte.

»Damit könnten wir es schaffen«, sagte Tai Pe.

»Nur zurück müssten wir zu Fuß laufen«, grinste ich.

»Wir können auch wieder nach Katmandu fliegen«, schlug Tai Pe vor.

»Nein, die Hälfte haben wir hinter uns, die andere Hälfte schaffen

wir auch noch. Der goldene Buddha muss zerstört werden, und wenn ich auf dem Zahnfleisch zurückkrieche.«

Suko nickte.

Auch Tai Pe war einverstanden.

»Vielleicht schaffen wir es noch und sind vor den anderen da«, sagte ich und schaute Tai Pe dabei hoffnungsvoll an.

Der hatte verstanden. »Es gibt andere Möglichkeiten, zum Kloster zu gelangen. Der Weg ist aber schwieriger.«

»Wir nehmen ihn trotzdem«, entschied ich.

Zwei Minuten später startete ich, wobei wir alle hofften, dass der Treibstoff tatsächlich reichen würde...

Schon bald wurde es schlimm. Wir befanden uns noch in dem riesigen Talkessel, als sich die Wolken so verdichteten, dass wir nichts mehr sehen konnten.

Ich flog den Hubschrauber in die Brüche. Niemand sagte etwas, jeder wusste, dass wir verdammt viel Glück haben mussten, wenn wir nicht an irgendeiner Wand zerschellen wollten. Es hatte auch keinen Sinn, die Wolkendecke zu unterfliegen, weil sie sich zu dicht am Boden befand.

Also drüber.

Und das riskierte ich. Wir flogen blind. Eingehüllt von grauen Wolkenfetzen, die keine Sicht ließen. Wattegleich wischten sie an dem Hubschrauber vorbei.

Ich betätigte das Höhenruder. Willig gehorchte die Maschine den Steuerbewegungen.

Sie stieg in die Wolkenwand hinein. Leider hatte ich vorher nicht gesehen, wie hoch das Wolkenfeld war, ich hoffte jedoch stark, es überfliegen zu können, wenn die Luft dort auch noch dünner war, was dem Motor unter Umständen nicht bekam.

Die Zeit verging. Sekunden, die uns sehr lang erschienen. Wir starrten aus brennenden Augen in die graue Nebelsuppe. Wurde sie

nicht schwächer oder etwas lichter? Sahen wir nicht einen Sonnenstrahl?

Nein, es war nur Einbildung.

Wir mussten weiter warten.

Wind schüttelte die Maschine. Es war eine regelrechte Bö, die gegen sie fuhr. Ich hielt den Steuerknüppel eisern fest. Und plötzlich veränderte sich die Umgebung. Ein weißer, dichter Flockenwirbel umtanzte den Hubschrauber, denn schneekalt war es inzwischen geworden.

Jetzt kam noch eine weitere Gefahr hinzu. Der Rotor konnte bei solch einer Kälte vereisen. Wenn das geschah, war der Absturz sicher.

Ich schaute die anderen an. »Sollen wir weiter steigen?«

»Du denkst an die Kälte?«

Suko hatte die Frage gestellt, und ich nickte.

»Diese Wolkenbank kann doch nicht ewig sein. Ich...«

»Es wird heller«, unterbrach Tai Pe den Chinesen. Das stimmte.

Heller wurde es in der Tat. Und das kam nicht allein durch den Schnee, denn der dichte weiße Vorhang war schwächer geworden.

Und dann, praktisch von einem Augenblick zum anderen, durchstießen wir die dicke Wolkendecke.

Sofort drosselte ich die Aufwärtsbewegung der Maschine und ging in eine normale Fluglage über.

Ich lauschte auf Motor- und Rotorgeräusche. Die Maschinen liefen völlig normal. Die Kälte hatte ihnen nichts ausgemacht. Unseren Augen bot sich ein prächtiges Bild. Unter uns zogen die gewaltigen Wolkenfelder vorüber. Rechts und links aber sahen wir das Dach der Welt. Diese Bergriesen des Himalaya. Der Anblick war so imponierend, dass mir ein Schauer der Ehrfurcht über den Rücken lief.

»Mein Gott, ist das schön«, murmelte ich. Ich konnte den Blick

nicht von dieser unberührten Natur abwenden.

Tai Pe dachte da praktischer. »Kursänderung«, sagte er.

»Okay, Sir.«

Ich grinste.

Wir flogen jetzt wieder in Richtung Süden und noch weiter über das Wolkenfeld hinweg.

Der erste Gipfel rückte näher. Den Berg schätzte ich auf über 10000 Fuß Höhe.

Drüber kamen wir nicht. Wir mussten den Berg umfliegen, wobei ich auch wieder tiefer ging.

Wir hatten einen regelrechten Logenplatz und konnten in schmale und breite Täler schauen, wobei sich eins an das nächste reihte. In manchen hingen die Wolken wie dicke Wattebäusche, doch die meisten Täler waren wolkenfrei.

Wir schienen Glück zu haben, und die Schlechtwetterfront lag hinter uns. Es gab auch keine Anzeichen für einen erneuten Wettersturz. Ich fragte Tai Pe danach.

Der Erhabene hob die schmalen Schultern. »In den Bergen kann man das nie genau sagen. Vor allen Dingen nicht im Hochgebirge. Aber wir scheinen die Wetterwand umflogen zu haben. Das gibt mir Hoffnung und Auftrieb.«

Ich ging tiefer. Den Wind hatten wir jetzt im Rücken, so dass die Maschine nicht mit zuviel Widerstand von vorn zu kämpfen hatte, was sich auch auf den Treibstoffverbrauch auswirkte. Wie wir zurückkommen sollten, das wusste allein der große Zampano. Wenn ich daran dachte, dass wir zu Fuß zurücklegen mussten, was wir jetzt überflogen, wurde mir ganz anders.

Rein war die Luft, aber dünn. Wir hatten eine ausgezeichnete Fernsicht. Ich war auch so tief hinuntergegangen, dass das Außenthermometer eine Temperatur über dem Gefrierpunkt anzeigte.

In der Ferne schien eine Bergspitze zu explodieren. Aber es war

nur der vom Wind aufgewirbelte lockere Neuschnee, der langsam wieder zurückfiel.

»Wie weit ist es noch?« fragte ich Tai Pe. Ich hatte Angst, in der Dunkelheit zu fliegen.

»Es dauerte nicht mehr lange.« Er ließ mich wieder den Kurs ändern, und wir flogen in ein schmales Tal. Man hatte das Gefühl, die Außenkanten der Rotorblätter würden das Gestein berühren. Ich packte das Tal. Wir stiegen über eine Felswand, und dann lag vor uns eine weite Hochebene.

»Die müssen wir noch überfliegen«, erklärte Tai Pe. »Am Ende der Ebene liegt das Kloster.«

Wieder einmal bewunderte ich sein phänomenales Gedächtnis. Das war wirklich einmalig. Jahrelang hatte Tai Pe in London gelebt. Dass er sich jetzt noch so gut erinnerte, grenzte in der Tat an ein kleines Wunder.

Dieses Hochtal sah aus wie die anderen auch. Karg, steinig, geprägt von Wind und Wetter. Zur Südseite hin lief der Seitenhang flacher aus, gegenüber führte er ziemlich steil in die Höhe und ging in eine Felswand über, die rau, zerklüftet und zum Teil überhängend war.

Weit dahinter grüßten die Gletscher, auf denen noch das Sonnenlicht lag.

Ich hatte mal gelesen, dass in der Eisregion täglich Lawinen zu Tal donnerten. Bisher hatte ich noch keine gesehen. Gesehen hatte ich auch nichts von unseren Gegnern, Dr. Tod und seiner Mordliga.

Waren sie vielleicht schon am Kloster?

Das jedoch konnte ich mir kaum vorstellen, schließlich waren wir eine Abkürzung geflogen. Ich hoffte, dass wir es vor dem Eintreffen der anderen schafften.

Ein gewaltiger Geröllwall fiel mir auf. Er versperrte das Tal von einer Seite zur anderen und bildete eine Barriere aus Stein. Wer zu Fuß ging, musste den Wall überklettern.

Wir konnten ihn überfliegen und auch überschauen. »Da liegt das Kloster«, sagte Tai Pe.

Ich blickte genauer hin. Der Erhabene hatte recht. Weit hinter dem Geröllwall sah ich die Mauern des großen Komplexes. Er schien direkt am Berg zu kleben.

Ich wandte mich an Tai Pe. »Sollen wir vor dem Wall landen?«

»Nein, die Strecke ist weit.«

»Man wird uns sehen«, warf Suko ein.

»Das ist sicher. Ich meine jedoch, dass die Mönche sowieso Bescheid wissen. Eine unbemerkte Annäherung ist nicht mehr möglich.«

Da hatte der Erhabene recht.

Der Steinwall war doch höher, als er aus der Ferne gewirkt hatte. Ihn zu übersteigen, bedeutete in der Tat ein Wagnis, und zugleich erforderte es bergsteigerische Qualitäten.

Ich nahm den direkten Kurs auf die wuchtigen Klostermauern. Keiner sprach mehr ein Wort. Jeder von uns war gespannt, auch wenn man den Gesichtern meiner beiden Begleiter nichts ansah. Ich suchte schon nach einem Landeplatz.

Meine Blicke überflogen den Boden des Hochtals. Glatt war er nie.

Überall lagen gewaltige Steine als tückische Hindernisse. Manchmal schien es mir, als hätte hier ein Riese gewütet. Fallwinde beeinträchtigten den Flug. Wie hungrige Wölfe über das Opfer, so fielen sie über unseren Hubschrauber her und schüttelten ihn durch.

Ich schaute auf den Treibstoffanzeiger.

Er stand fast auf Null.

Damit kamen wir nicht zurück. Das war einfach unmöglich. »Wir sollten landen«, sagte Tai Pe.

Der Meinung war ich auch, nur musste ich erst einen Platz finden. Ich ging noch tiefer. Der Hubschrauber wischte über den Boden, seine Rotorblätter wirbelten den Staub auf, der wolkenartig über den

Grund kroch.

Dann sah ich einen Flecken.

Er befand sich nicht weit vom Kloster entfernt und war ziemlich frei, so dass ich eine Landung riskieren konnte.

Für einen Moment ließ ich den Hubschrauber in der Luft stehen und senkte die Maschine dann dem Boden entgegen.

Wieder packte uns der Wind.

Die Landung wurde zur Schwerstarbeit.

Ich brachte den Hubschrauber nicht genau senkrecht hinunter. Zuerst berührte die lange linke Kufe den Boden, dann die rechte. Aber er stand.

»Das war's«, sagte ich und öffnete die Ausstiegstür.

Als erster sprang ich nach draußen. Wäre das Kloster nicht gewesen, hätte man das Gefühl haben können, auf dem Mond zu sein. So karg war die Landschaft. Es gab keine Bäume oder Sträucher, nur Steine, Staub und hier und da ein karges Grasbüschel, das aus dem Boden wuchs.

Die Entfernung zum Kloster betrug etwa 100 Schritte. Eine leicht zu überwindende Distanz. Zu kämpfen hatten wir nur mit Gegenwind, der uns scharf und böig in die Gesichter blies. Er trieb auch den feinen Staub heran. Wie Puder umwallte er uns.

Jetzt war ich in der Tat froh, die dicke Kleidung zu tragen. Den Reißverschluss hatte ich fast bis zum Kinn hochgezogen, sogar die Kapuze zog ich über.

Immer wieder starrten wir auf die Klostermauern. Aber niemand ließ sich dort blicken. Es schien uns kein Mensch zu beobachten, aber das konnte auch eine Täuschung sein.

Das Gehen strengte an. Mein Herz schlug schneller, das Blut rauschte in meinem Kopf. Diese Höhenluft machte mir wirklich zu schaffen.

Manchmal wurde mir sogar schwindlig. Die Zeit der Gewöhnung

war zu kurz gewesen.

Doch wir hatten keine andere Wahl.

Niemand erwartete uns. Bis auf das Heulen des Windes war es still.

Manchmal, wenn er sich für wenige Sekunden legte, hörten wir das Knirschen unserer Schritte.

Schließlich standen wir vor dem Kloster. Eine Stunde war fast vergangen. Wir schauten uns das große Eingangstor an. Wuchtig sah es aus, wie für die Ewigkeit geschaffen. Wenn es verschlossen war, konnten wir es nicht aufbrechen.

»Versuchen wir es«, sagte Suko. Gemeinsam stemmten wir uns gegen das Tor.

Wir drückten. Es war ein verzweifelt Bemühen, das Tor nach innen zu stoßen.

Und es klappte. Zuerst hörten wir das Knirschen, als es sich bewegte und mit der Unterkante über den Boden schleifte, wo Geröll lag.

Dieses Geräusch gab uns neuen Mut. Wir verdoppelten die Anstrengung und schafften es in der Tat, das Riesentor einen Spalt weit aufzudrücken.

Gerade breit genug, damit wir hindurchschlüpfen konnten. Der letzte Vorgang hatte uns angestrengt. Deshalb legten wir eine Pause ein.

Die kleine Erholung musste sein. Suko und ich gingen drei Schritte zurück und blickten an den Mauern hoch. Noch immer ließ sich kein Mönch sehen. Dabei mussten sie etwas gehört haben, aber sie hielten sich zurück.

»Packen wir's?« fragte ich.

Suko und Tai Pe waren einverstanden.

Ich zog den Reißverschluss weiter auf, um besser an die Waffe zu kommen.

Dann schlüpfte ich als erster durch den Spalt.

Ich gelangte in einen riesigen Innenhof, sah eine große Treppe, die an der Seitenwand einer Mauer hochführte und vor einer Tür endete. Ich sah allerdings noch mehr.

Einen Friedhof.

Mit allem hatten wir gerechnet, mit einem heimtückischen Überfall, auch mit einem verlassenen Kloster, aber nicht mit einem Friedhof.

»Verstehst du das?« wandte ich mich an meinen chinesischen Freund.

»Vielleicht. Sie haben sonst keinen Platz, wo sie ihre Toten bestatten können.«

Tai Pe gab Suko recht.

Wir schauten uns den Friedhof an. Er war mit einem normalen, mitteleuropäischen nicht zu vergleichen. Es gab keine Grabkreuze oder Grabsteine mit Inschriften, wir sahen nur am aufgeworfenen Boden, dass hier die Mönche begraben lagen.

Allerdings machte mich etwas stutzig. Kein Grab war flach, wie man es normalerweise bei älteren letzten Ruhestätten sah, jedes Grab bestand aus einem flachen Minihügel. Von den lebenden Mönchen war nichts zu sehen. Sie hielten sich bestimmt im Kloster auf. Der Überzeugung waren wir alle, aber wir sollten uns täuschen.

Ich nickte Suko zu. »So, dann wollen wir mal sehen, ob die anderen Türen auch offen sind.« Meine Stimme klang optimistisch. Ich ging voran und auf die Treppe zu.

Mich störte, dass die schmale Treppe kein Geländer hatte. Hintereinander gingen wir. Tai Pe hatten wir in die Mitte genommen, Suko bildete den Schluss.

Er blieb auch hin und wieder stehen und schaute zurück auf den makabren Friedhof.

Plötzlich stieß er einen lauten Ruf aus.

Wir blieben stehen.

»Da, seht!« rief der Chinese und deutete nach unten in den Innenhof.

Mein Misstrauen war berechtigt gewesen. Die Gräber mit den lockeren Hügeln waren zu frisch. Und die aufgeworfene Erde hatte etwas zu bedeuten. Sie sollten die letzten Ruhestätten verdecken. Gräber von lebenden Leichen, die jetzt die feuchte, kühle Erde verließen und herauskletterten.

Es waren die Mönche, und sie hatten goldene Köpfe!

Inspektor Marian hatte den Toten wegschaffen lassen. Er war durch einen Messerstich ermordet worden, und wenn der Inspektor daran dachte, dass diese Mönche auch mit Dolchen bewaffnet gewesen waren, musste er zugeben, dass dieser Oberinspektor aus London doch recht gehabt haben könnte. Marian steckte in einer Zwickmühle.

Sinclair war ein Gast des Landes, er genoss auch einen besonderen Schutz, und wenn ihm etwas passierte, würde man Marian zur Rechenschaft ziehen, denn dass es Verbindungen zwischen ihm und Sinclair gegeben hatte, war nicht unbemerkt geblieben.

Was also tun?

Marian wusste es nicht. Er starrte nur seinen Telefonapparat an. Bis er die Idee hatte.

Warum sollte er die Verantwortung allein tragen? Schließlich hatte er noch einen Vorgesetzten. Der wurde erstens besser bezahlt und hatte sich zweitens ausgebeten, alle wichtigen Entscheidungen selbst zu treffen.

Deshalb wollte Marian ihn auch hier einschalten.

Der Inspektor griff zum Hörer und meldete sich bei der Sekretärin des Präfekten an. Er erhielt einen Termin. In einer halben Stunde sollte er bei seinem Chef sein.

Marian rieb sich die Hände. Jetzt sah die Sache schon anders aus. Die Verantwortung hatte er weitergegeben. Da sollte der Alte mal sehen, wie er damit fertig wurde.

Zufrieden zündete sich der Polizeiinspektor eine dünne Zigarre an. Er war aus dem Schneider, und so musste es sein.

Wir bewegten uns nicht, sondern beobachteten das unheimliche Schauspiel.

Ich zählte die Gräber.

Zwölf waren es.

Ein Dutzend Gegner also, ein verdammt schlechtes Verhältnis. Hinzu kam noch der goldene Buddha, den wir ebenfalls vernichten wollten.

Sie krochen aus den feuchten Gräbern. Mit ihren Schultern stießen sie die lockere Erde auf, dann erschien der Kopf mit der goldenen Haut, die hin und wieder von einem letzten Sonnenstrahl getroffen wurde und aufblitzte.

Es blitzten auch die langen Dolche in ihren Händen. Die Mönche hatten die Waffen mit in ihre Gräber genommen, um sie bald gegen uns einzusetzen.

Alle schauten nur in eine Richtung. Und zwar dorthin, wo wir auf der Treppe standen.

»Der Fluch des goldenen Buddha«, flüsterte Tai Pe. »Er hat sich hier erfüllt.«

Mehr war nicht zu sagen. Wir sahen ja selbst, wie die Unheimlichen Aufstellung nahmen und so lange warteten, bis auch der letzte aus seinem Grab gekrochen war.

Dann rückten sie vor.

Ihre Bewegungen waren nicht eckig wie die von Zombies, sondern geschmeidig, als würden völlig normale Menschen gehen. Wir mussten damit rechnen, dass sie auch ebenso rasch reagierten. Die ersten standen bereits vor der Treppe, und damit waren wir vor die Entscheidung gestellt.

Kämpfen oder sich zurückziehen. Den Innenhof verlassen konnten

wir nicht mehr. Es blieb der Rückzug ins Kloster, wo auch der goldene Buddha stand.

»Ich bin dafür, dass wir ins Kloster gehen«, sagte ich. »Wenn wir den Buddha vernichten, haben wir vielleicht eine Chance. Diese Mönche scheinen mit ihm eine Symbiose eingegangen zu sein.«

Meine Worte fielen auf fruchtbaren Boden.

Suko war dafür, dass wir uns erst einmal zurückzogen. Innerhalb des Klosters hatten wir bessere Chancen als im offenen Kampf. Er dachte dabei auch an den älteren Tai Pe, der körperlich doch nicht mehr so in Hochform war.

Als die ersten beiden Mönche die Stufen hochstiegen, zogen wir uns zurück.

Ich stieß die Tür auf und wehrte ab, als Tai Pe schon in das Kloster schlüpfen wollte. Auf keinen Fall sollte er in eine Falle laufen.

Die Sorge war unbegründet. Niemand wartete auf uns. Die Mönche schienen wohl alle unter der Erde gelegen zu haben. Der Erhabene betrat als erster das Innere. Suko folgte, ich ging als letzter.

Stille umfing uns. Ich beugte meinen Mund dicht an Tai Pes Ohr und hauchte: »Kennst du dich hier noch aus?«

»Ja.«

»Wo steht der Buddha?«

»In der großen Tempelhalle.«

»Wie kommen wir dorthin?«

Tai Pe deutete den Gang hinunter. »Wir werden ihn weiter durchgehen, erreichen eine Treppe und gelangen in die Halle.« Wir liefen los.

Kaum hatten wir die Hälfte des Gangs hinter uns gelassen, als die Tür hart aufgestoßen wurde und die Mönche erschienen. Matt leuchteten ihre goldenen Gesichter, auf denen sich der Schein der Kerzen widerspiegelte.

»Weiter!« drängte Tai Pe. Er lief schon vor, während Suko und ich

zurückblieben.

Die Mönche drängten in den Gang. Ihre Dolche hielten sie fest umklammert, die Arme halb erhoben, die Klingen wiesen mit ihren Spitzen auf uns.

Der Gang war nicht sehr breit, deshalb hatten die uns verfolgenden Mönche auch keine große Bewegungsfreiheit. Zwölf Gegner waren es bisher. Und mehr als zwei konnten innerhalb des Gangs nicht nebeneinander stehen.

Ich ließ sie kommen.

»Willst du nicht weg?« fragte Suko.

»Gleich, aber wenn ich welche erwischen kann, tue ich es lieber jetzt gleich.« Dabei zog ich die Dämonenpeitsche hervor, schlug einmal einen Kreis, und die drei Riemen klatschten zu Boden. Jetzt war ich kampfbereit.

Ich nahm den von mir aus gesehen rechten Mönch aufs Korn.

Ich lief ihm sogar entgegen, und als er zustechen wollte, da pfffen die drei magischen Riemen durch die Luft und fanden treffsicher ihr Ziel.

Frontal klatschten sie dem Mönch in das goldene Gesicht, wo sich der Überzug sofort löste und das Metal langsam schmolz. Der Mönch selbst brach in die Knie. Er behinderte dabei die nachfolgenden Kumpane, die nicht so rasch an ihm vorbeidrängen konnten.

Die Chance nutzte ich und schlug ein zweites Mal zu. Wieder traf ich voll.

Der Mönch, der den Arm gehoben hatte, um seinen Dolch zu schleudern, kam nicht mehr dazu. Er kippte nach vorn und verlor das teuflische Messer.

Noch zehn Gegner.

Da hörte ich den Schrei.

Obwohl er spitz und grell war, war mir doch sofort klar, wer ihn ausgestoßen hatte.

Tai Pe!

Ich drehte mich auf der Stelle um und rannte geduckt den Gang hinab, denn weiter vorn war der Schrei aufgeklungen.

Fast hätte ich die Treppe übersehen. So stoppte ich hastig und schaute nach unten.

Mein Blick fiel in die Tempelhalle, wo der goldene Buddha stand. Es war eine faszinierende Figur, und sie schien aus purem Gold zu bestehen.

Normalerweise sieht man einen Buddha mit vor der Brust gekreuzten Armen. Dieser hier hatte vielleicht mal so gesessen, jetzt aber nicht mehr.

Einen Arm hielt er noch immer angewinkelt und den unteren Teil auch waagerecht vor seiner Brust. In der offenen Handfläche sah ich einen Totenschädel liegen.

Den zweiten Arm, den linken, hatte er erhoben. Die goldene Hand, schon eine Pranke, hielt wie ein Spielzeug einen Menschen umklammert, der sich verzweifelt wehrte und trotzdem nichts tun konnte.

Tai Pe!

Suko sah ich ebenfalls. Er lag vor der Buddha-Statue auf dem Boden und rührte sich nicht. War er tot?

Ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, denn die Ereignisse ließen es einfach nicht zu. Mir war auch der Geruch aufgefallen, der die große Tempelhalle schwängerte. Er ging von den Räucherschalen aus, die vor dem Buddha im Halbkreis standen und diesen Gestank verströmten.

Ich schluckte, denn die letzten Sekunden hatten mir gezeigt, dass wir uns auf der Verliererstraße befanden. Jetzt stand ich allein gegen die Meute und hatte nur die Dämonenpeitsche als Waffe. Mit der Beretta richtete ich gegen die lebenden Toten nichts aus. Zuerst galt es, Tai Pe aus der Klaue des Mönchs zu befreien. Ich rannte über die

Treppe nach unten, behielt den Buddha dabei im Auge und sah auch, dass er keine Augen mehr hatte. Stattdessen entdeckte ich zwei dunkle Höhlen in dem goldenen Gesicht. Trotz seiner Blindheit hatte er sich Tai Pe geschnappt, was mir bewies, wie gefährlich er noch war.

Wie ich den Erhabenen retten wollte, das wusste ich selbst nicht.

Wahrscheinlich würde ich den verdammten Buddha mit dem Mute der Verzweiflung angreifen.

Hinter mir hörte ich die abgehackten Schreie der goldenen Mönche.

Sie schöpften wieder Hoffnung, ich befand mich in ihrem Kloster, in ihrem Reich, und sie würden einen Teufel tun und mich wieder entkommen lassen.

Die letzten fünf Stufen nahm ich mit einem gewaltigen Sprung. Die Wucht des Aufpralls riss mich nach vorn. Ich verlor jedoch nicht das Gleichgewicht und konnte mich wieder fangen.

Ein paar stolpernde Schritte lief ich vor.

Da geschah es.

Wieder ein gellender Schrei. Ich riss den Kopf hoch und sah, wie der Buddha schwerfällig seinen Arm in die Höhe hob. Dann ließ er ihn wuchtig fallen und öffnete gleichzeitig seine Hand.

Tai Pe fiel wie eine Puppe.

Ich schloss für den Bruchteil einer Sekunde die Augen, als ich das Geräusch hörte, mit dem der Körper auf den Boden krachte.

Als ich die Augen wieder öffnete, lebte Tai Pe nicht mehr. Seiner Haltung sah ich an, dass er sich beim Aufprall das Genick gebrochen hatte.

Mich durchflutete eine ungeheure Trauer, aber gleichzeitig schossen Wut und Zorn in mir hoch. Das hatte dieser verdammte Dämon nicht umsonst getan, dafür sollte er büßen.

Ich kam nicht dazu, ihn zu attackieren, denn seine zehn Diener waren schneller. Auch sie hatten die Treppe hinter sich gelassen und

waren in die Tempelhalle eingedrungen, wo sie sofort einen Halbkreis bildeten.

Es wurde still.

Wir belauerten uns. Hinter mir befand sich der Buddha. Vor mir die zehn Gegner. Und zwischen uns lag Suko, der sich noch immer nicht bewegte. Ich sah jedoch die Wunde an seinem Kopf und das Blut, das seine dunklen Haare getränkt hatte.

Konnte ich es überhaupt schaffen, die zehn Mönche zu besiegen?

Nach menschlichem Ermessen war das nicht möglich. Aber wie so oft kam ich gar nicht dazu, mir über die Frage Gedanken zu machen, denn ich musste handeln.

Nur die Dämonenpeitsche gegen zehn Gegner!

Der Gedanke ließ mich einfach nicht los. Da lag noch Suko auf dem Boden, und er hatte eine Waffe in der Tasche, die mir vielleicht helfen konnte.

Doch wie hatte er gesagt? Du kannst deine Gegner nicht töten, wenn der Zeitablauf gestoppt ist.

Weitere Gedanken machte ich mir nicht, denn die Mönche setzten sich in Bewegung. Sie schnürten den Kreis enger. Wer von ihnen der Anführer war oder ob sie überhaupt einen hatten, wusste ich nicht. Ich nahm mir den am nächsten Stehenden aufs Korn. Nach links täuschte ich an, drehte mich dann in die entgegengesetzte Richtung, sprang zwei lange Sätze vor und war mitten zwischen ihnen.

Den ersten schlug ich nieder. Die drei Riemen hieb ich quer über seinen Schädel. Der Mönch sackte in die Knie, und ich räumte ihn mit einem Tritt zur Seite.

Dann drehte ich mich.

Kraftvoll kreiselte ich um die eigene Achse, die Riemen der Peitsche standen fast waagerecht, und sie trafen auch.

Nicht nur ein Mönch wurde weggeschleudert, sondern gleich zwei. Sie lagen am Boden, krümmten sich, und aus ihren Körpern stiegen

grünliche Qualmwolken.

Ich grinste grimmig. Leicht würde ich es diesen Dämonenknechten nicht machen, das stand fest.

Noch sieben.

Einer unterlief meinen nächsten Schlag. Da hatte ich nicht aufgepasst.

Dabei war er noch so schnell, dass er sich gegen mich warf und seine Arme meine Hüften umklammerten.

Er wollte mich umwerfen. Wenn ihm das gelang, war ich verloren. Ich torkelte zurück, während mir der Mönch folgte, wobei er mich weiterhin festhielt.

Noch konnte ich mich halten, aber es kamen ihm bereits zwei andere Mönche zu Hilfe.

Ich schlug die Peitsche über seinen Rücken. Soviel Bewegungsfreiheit hatte ich zum Glück.

Der Mönch zuckte hoch, bevor sich sein Körper auflöste und aus den Wunden Qualmwolken quollen, die mir widerlich riechend in die Nase stiegen.

Sein Griff lockerte sich, dann fiel der Mönch zu Boden, wo er endgültig verging.

Inzwischen waren die beiden anderen da. Und sie fielen mit Todesverachtung über mich her, wobei sie von drei anderen Artgenossen noch Verstärkung bekamen.

Dieser Masse hatte ich nichts entgegenzusetzen, denn einem Mönch gelang es, mit beiden Händen mein rechtes Handgelenk zu umklammern und mir den Arm nach hinten zu biegen.

Ich schrie auf und musste die Peitsche fallen lassen, wenn sie nur den Arm nicht brechen sollten.

Darauf hatten sie gewartet.

Plötzlich waren zahlreiche Hände da, die sich an meiner Kleidung festklammerten. Sie rissen und zerrten, wollten mich von den Beinen

holen. Aber noch stand ich. Und ich kämpfte. Es waren keine gezielten Schläge mehr, die ich verteilte. Ich drosch einfach um mich.

Mit den Fäusten ebenso wie mit den Beinen. Ein paar Gegner traf ich, holte sie auch von den Beinen, doch sie standen sofort wieder auf.

Und sie hängten sich an mich wie die Kletten. Meine Handkanten wuchtete ich in ihre Nacken, womit ich nichts erreichte. So waren sie nicht zu besiegen.

Meine Fäuste trafen ihre Gesichter, doch es war, als würde ich gegen Gummi schlagen. Den Mönchen gelang es, mich weiter zurückzudrängen, bis ich gegen die Wand prallte. Im nächsten Augenblick streifte ein wütender Schlag mein linkes Ohr, und ich hatte das Gefühl, es würde abgerissen. Ich biss die Zähne zusammen. Die Schmerzwellen trieb mir Tränen in die Augen, so dass ich die Gegner nur durch einen Schleier sah. Dann trat mir jemand die Beine weg.

Auf einmal schwebte ich in der Luft.

Der nächste Hieb traf meinen Hinterkopf. Es war ein Schlag mit der Faust. Er schickte mich nicht auf die Bretter, ließ aber tausend Glühlampen in meinem Schädel zerplatzen. Ich verlor jegliche Orientierung, merkte jedoch, dass ich fiel, und es dachte niemand daran, mich aufzufangen.

Hart knallte ich auf den Boden.

Mit dem Gesicht berührte ich die Steinplatten. Das Blut lief aus meiner Nase, an der Stirn wuchs eine Beule, und mich erfasste ein Gefühl, dass jetzt alles egal war.

Ich war ausgelaugt, fertig, groggy. Es waren zu viele Gegner gewesen, zudem war meine Kondition auch nicht die beste. In dieser dünnen Luft konnte man kaum körperliche Anstrengungen verkraften.

Die anderen hatten gewonnen.

Ich war ihnen ausgeliefert.

Sie ließen mir sogar die Zeit, mich zu erholen. Nur das sich dabei zwei von ihnen auf meine Beine knieten und zwei andere gegen meine Arme drückten. Das gefiel mir gar nicht.

Tun konnte ich nichts.

Ich atmete keuchend, wollte tief Luft holen, aber ich hatte das Gefühl, als fehle die Hälfte der Lunge, so überanstrengt hatte ich mich in den letzten Minuten.

Die Mönche unterhielten sich auch. Sie stießen unverständliche, gutturale Laute aus, die mich mehr an ein Krächzen erinnerten als an ein normales Gespräch.

Den Kopf konnte ich zum Glück noch bewegen. Ich legte ihn schräg und sah, wie einer der Mönche wütend gegen die Dämonenpeitsche trat. Sie rutschte zur Seite und blieb in unerreichbarer Ferne für mich liegen.

Irgendwann verschwand der Druck auf meinen Beinen. Ich konnte sie wieder bewegen. Doch es nutzte mir nichts, denn zum Kämpfen fehlte mir die Kraft und die Kondition.

So blieb ich liegen.

Die beiden Mönche, die auf meinen Armen knieten, erhoben sich und zogen mich hoch. Ich wäre wieder gefallen, hätten sie mich nicht festgehalten, so aber blieb ich auf meinen wackligen Beinen stehen.

In dieser Stellung konnte ich direkt auf den goldenen Buddha schauen. Ich sah jedoch seine Konturen nicht sehr scharf und klar.

Die gesamte Figur schien zu wanken und zu schwanken. Dabei war ich es, der diese Störungen hatte.

Noch immer konnte ich nicht richtig durchatmen. Mein Herzschlag hatte sich verdoppelt, die Erschöpfung trieb ein gemeines Spiel mit mir.

Aus der Nase war mir das Blut in den Mund gelaufen. Es schmeckte

widerlich süß.

Am liebsten hätte ich mich wieder auf den Boden gelegt und geschlafen. Dagegen allerdings hatten die Mönche etwas, denn sie schleiften mich auf den Buddha zu.

Von vier Dienern wurde ich festgehalten. Sie zogen mich vorbei an ihren toten Artgenossen, deren goldene Gesichter nicht mehr existierten. Das kostbare Metall hatte langsam erstarrende Pfützen auf dem Boden gebildet.

Bläulich weiß schillerten die Gesichter der nun endgültig Toten. Ein Schauer überlief mich, als ich sie sah. Durch die Haut einiger Toter schimmerten die Knochen, es kam immer darauf an, wo die drei Riemen der Dämonenpeitsche sie getroffen hatten.

Sie brachten mich bis dicht vor die Räucherschalen, die den Buddha umstanden.

Was hatten die Kerle vor?

Zuerst einmal nichts, denn sie hielten mich nur fest. Mein Blick traf den goldenen Buddha, um den sich letzten Endes alles drehte. Nur seinetwegen hatten wir die lange Reise nach Asien unternommen.

Und jetzt dicht am Ziel, waren wir Gefangene des goldenen Buddha.

Aus leeren Augenhöhlen glotzte er herab. Die Diamanten waren gestohlen worden. Die Diebe hatten es geschafft, aber jetzt waren sie tot, und die Augen befanden sich wieder im Besitz der Mönche mit den goldenen Köpfen.

Nur - warum steckten sie noch nicht in den Höhlen?

Die Antwort auf die Frage erhielt ich Sekunden später, denn einer der beiden Mönche, die mich nicht festhielten, kletterte an der Statue hoch, die wieder ihre normale Armhaltung eingenommen hatte. Der Mönch war sehr gelenkig. Als er die für ihn günstigste Stelle erreicht hatte, griff er unter sein Gewand, reckte sich, und ich sah zwischen seinen Fingern den großen roten Stein, den er in die rechte

Augenhöhle legte.

Der Stein blieb darin.

Mit der linken Augenhöhle geschah das gleiche. Auch hier hielt der Stein. Der goldene Buddha hatte das zurückerhalten, was ihm gehörte.

Durch diese Steine konnte man in die Hölle schauen, so die Legende.

Ich glaubte ihr, denn sonst wären nicht so viele Menschen gestorben.

Zuletzt der Erhabene Tai Pe, der seine Wahlheimat England nie wiedersehen würde.

Und wir?

Würden Suko und ich jemals wieder Londoner Pflaster unter unseren Füßen spüren, oder würde man uns in den Gräbern auf dem Innenhof des einsamen Klosters im Himalaya elendig verscharren?

Letzteres war gar nicht so weit hergeholt. Es konnte durchaus sein, dass wir in dieser Tempelhalle starben.

Der Gedanke daran machte mir große Angst, doch ich überwand sie und konzentrierte mich auf die Gegenwart.

Der Mönch, der dem Buddha die Augen eingesetzt hatte, stieg wieder herab. Dabei richtete er seine Blicke voll auf mich, dann sprang er zu Boden.

Vor mir blieb er stehen, drehte sich etwas und deutete auf den Kopf der Figur. Er sprach einige kehlige Worte, dann schüttelte er drohend die Faust und deutete wieder auf die riesige Statue.

Ich überlegte, was er damit wohl meinte. Und dann fiel bei mir endlich die Klappe. Auf einmal wusste ich, warum die Mönche bei ihrem Angriff gegen mich nicht die Dolche genommen und mich niedergestochen hatten.

Das Töten wollten sie diesmal einem anderen überlassen. Dem goldenen Buddha.

Und wie er das anstellte, das hatte ich bei Tai Pe gesehen. Mit seinen gewaltigen Kräften konnte er einen Menschen zermalmen. Mir wurde angst und bange, wenn ich daran dachte, denn in der Hand des Buddha war ich wirklich nicht mehr als ein Spielzeug. Er würde mich zerquetschen.

Sein Diener deutete immer wieder auf die Figur und gestikulierte mit beiden Händen.

Ein anderer holte inzwischen ein Tongefäß. Er trat vor die Räucherschalen und versenkte seine Hand in das Gefäß. Als er sie wieder herauszog, stäubte er ein grauweißes Mehl in die Schalen.

Sofort verdichtete sich der Rauch, der widerliche Geruch nahm zu, und die Augen des Buddha, obwohl gerade erst eingesetzt, begannen sich zu bewegen.

Sie rollten in den Höhlen, schauten mich an, und ich zuckte unter dem Blick zusammen.

Dann bewegten sich seine Arme.

Ein unheilvolles Ächzen durchdrang die Figur, als würde es ihr schwerfallen, sich überhaupt zu rühren. Langsam, unendlich langsam schob er die Arme nach rechts und links auseinander. Der Totenschädel rollte dabei von seiner Handfläche und fiel zu Boden. Er zerbrach nicht. Einer der Diener hob ihn vorsichtig auf und legte ihn vor die Beine der lebenden Statue.

Der Buddha hatte seine Arme halb erhoben. Die Handflächen waren nach außen gekehrt - ich schaute gegen sie.

Gold, nur Gold, reines, edles Metall, für das schon Tausende von Menschen gestorben waren. Hier war es eine dämonische Verbindung mit dem Buddha eingegangen.

Suko hatte mir die Geschichte des goldenen Buddha erzählt, wie er sie von den anderen Mönchen gehört hatte. Ich wusste, dass dieser Buddha nur auf die reine Vernichtung programmiert war, und ich hatte es selbst erlebt.

Nun sollte ich sein Opfer werden!

Riesengroß und gewaltig kam mir die Statue vor. Dreimal die Größe eines Menschen erreichte sie. Zwischen ihrem Kopf und der Tempeldecke befand sich kein großer Zwischenraum mehr.

Der Buddha neigte den Schädel. Von einem Kopf konnte man bei ihm nicht mehr sprechen. Dabei zuckten plötzlich Strahlen aus den Augen. Grüne Flammen, die mich nur haarscharf verfehlten, aber ihr eigenes Ziel erreichten.

Den Totenschädel!

Er zersprang mit einem lauten Knall. Die Teile platzten nach allen Seiten weg. Ein paar Splitter trafen auch mich. Als der Schädel zerstört war, verschwanden auch die grünen Strahlen. Sie zuckten zurück in die Augen des Buddha.

Für einen Moment blieb es still. Ich hatte durch die vergangene Aktion des Buddha Hoffnung geschöpft, sah mich aber getäuscht, denn genau das Gegenteil trat ein.

Die Diener des goldenen Buddha stießen Jubelschreie aus. Die beiden, die mich nicht festzuhalten brauchten, tanzten und klatschten in die Hände.

Die anderen vier stampften mit den Füßen.

Was war geschehen? Warum dieser Freudenausbruch? Ich wusste es nicht, aber für mich hatte sich nichts geändert. Ich war nach wie vor dem Tod geweiht.

Der Buddha hob seinen riesigen Schädel. Wieder schaute er mich an. Seine Augen rollten. Ich glaubte den Tod in diesen düsteren roten Höhlen zu sehen und schüttelte mich.

Aus seinem Mund drang ein unartikulierte Grollen. Es war das Signal für die vier Helfer.

Sie schoben mich nach vorn. Ich stieg über die Opferschalen hinweg, gelangte sekundenlang in das Zentrum des Rauchs und musste husten. Mir war auch die Sicht genommen. Als ich den Rauch

passiert hatte, stand der Buddha dicht vor mir.

Himmel, war der groß!

Ich blickte zu ihm hoch.

Die lebende Steinfigur hatte den Kopf gesenkt, so dass ich in die Augen sehen konnte.

Dabei erschrak ich bis ins Mark!

Diese diamantenen Augen sollten einen Blick in die Hölle gestatten.

Es stimmte, denn was ich sah, war ungeheuerlich. Allerdings nur für einen Moment, dann verwischte der Eindruck wieder. Nun konnte ich das absolute Grauen begreifen. Es war nicht abstrakt denn die unbeschreiblichen Szenen ließen in ihrer Scheußlichkeit keine Gemeinheit aus. So schlimm, dass ich mich abwenden wollte, aber da war es schon vorbei.

Wenn so die Hölle war, dann wünschte ich sie nicht mal meinem ärgsten Feind. Etwas hatte ich jedoch deutlich erkennen können. Ein grausam lächelndes Frauengesicht.

Asmodina! Sie war überall zu finden und saß an der rechten Seite des Teufels.

Auf meinem Körper lag klebriger Schweiß, als ich die Augen wieder öffnete und den Buddha erkannte, der beide Arme erhoben hatte.

Langsam spreizte er die Finger. Er brachte dabei das Kunststück fertig, jeden einzelnen auseinanderzulegen, trotz der Starre, die ihn befallen hatte.

Mich hielten die Goldenen noch fest. Sie wussten genau, dass ich fliehen würde, wenn sie losließen. Die Hände der Mönche waren stählerne Klammern. Mir taten die Arme weh. Die Griffe würden starke Druckstellen hinterlassen.

Der Mönch hatte die Haltung eingenommen, die er wollte. Ein letztes Zucken, mir kam es vor wie ein Atemholen, dann spürte ich die Finger nicht mehr, und die Diener sprangen schreiend zurück. Im

selben Augenblick fielen die Pranken nach unten. Mein Körper war wie eingefroren, ich kam nicht weg und rechnete damit, zermalmt zu werden...

Suko hatte Tai Pe helfen wollen, war aber zu spät gekommen. Da befand sich der Erhabene bereits in der Pranke des goldenen Buddha.

Suko sprang noch hin, schnellte hoch, wollte sich ebenfalls an die Hand hängen - zu spät.

Außerdem hatte der Buddha zwei Arme.

Und mit dem linken drosch er zu. Er ließ ihn nur nach unten fallen, dieses ungeheure Gewicht, für Suko allerdings konnte dies den Tod bedeuten.

Buchstäblich im letzten Augenblick sah er den Schatten über sich, und er hechtete zur Seite. Es war ein tollkühner artistischer Sprung, der ihn aus der Gefahrenzone brachte. Trotzdem schaffte er es nicht ganz. An der Schläfe streifte ihn der Hieb noch und schmetterte den Chinesen zu Boden, wo er bewusstlos liegenblieb.

Suko bekam nicht mit, wie ich mich gegen die Mönche verteidigte, überwältigt wurde und schließlich ebenfalls sterben sollte.

Aber der Chinese hatte einen Schädel aus Eisen. Nur wenigen Menschen war diese Härte gegeben. So erwachte Suko früher, als die Feinde vielleicht angenommen hatten.

Zuerst wusste er nicht so recht, wo er sich befand, als er die Augen aufschlug.

Aus schmalen Lidspalten blickte er sich um, und sofort kehrte die Erinnerung zurück.

Der Flug nach Katmandu, das Erlebnis bei den Mönchen, deren kostbares Geschenk und die Reise zum Kloster.

Suko war wieder wach.

Die Mönche mit den goldenen Köpfen hatten für ihn keinen Blick.

Sie sahen nur John Sinclair, so dass es Suko sogar gelang, sich zur Seite zu drehen.

Nun kam ihn seine asiatische Mentalität zugute. Er hatte gelernt, Schmerzen zu ertragen, konnte mit ihnen umgehen, und es gelang ihm, sie zu verdrängen.

Das probierte er auch hier.

Obwohl die Kopfschmerzen rasend waren, konnte sich Suko auf die anderen Ereignisse konzentrieren. Er sah, wie aus den Augen des Buddha die grünen Strahlen schossen und den Totenschädel zertrümmerten.

Sonst geschah nichts, bis auf den Freudenausbruch der Diener.

Dann wurde John direkt vor die Statue geführt. Er blieb dort stehen, und Suko sah mit Entsetzen, dass der goldene Buddha beide Hände hob. Da wusste der Chinese Bescheid. John Sinclair, sein Freund, sollte von den Pranken des Buddha zerschmettert werden.

Wie konnte man ihm helfen?

Suko überlegte. Er war auch nicht voll da, so dass er nicht auf das Nächstliegende direkt kam, bis ihm der Stab einfiel, den er erhalten hatte.

Der heilige Stab!

Sukos Hand verschwand unter der Jacke. Er holte ihn hervor. Genau in diesem Augenblick als die vier Diener zur Seite sprangen und John Sinclair losließen.

Da rasten die Pranken nach unten!

»T-o-p-a-r!«

Suko schrie das Wort, das man ihn gelehrt hatte, und er hatte wirklich im letzten Moment gerufen. Einen Sekundenbruchteil später, und die Pranke hätte John zerschmettert. Breit und schwer schwebte sie über Johns Kopf.

Keine Handbreit passte mehr dazwischen.

»John!« brüllte Suko, und seine Stimme hallte durch den Tempel.
»Du musst weg!«

Dann begriff er. John stand so starr da wie alles im Tempel. Seine Haltung waren seltsam ungelenk und krumm. Die Wirkung des Stabs hatte auch ihn erfasst.

Zwei Sekunden waren schon vergangen. Nur drei blieben ihm noch, um John zu retten.

Mit einem mächtigen Satz sprang Suko nach vorn, dachte dabei nicht mehr an die Opferschalen und warf eine davon um. Während Suko auf mich zulief, riss er den Mönchen die Dolche aus den Gürteln. Bei allen sechs schaffte er es leider nicht. Drei behielten ihre Waffen.

Dann ramnte er mich förmlich um, schleuderte mich weg und stürzte mit mir zu Boden.

Die Zeitspanne war um!

Ich war wieder da!

Ich sah die Pranke des goldenen Buddha plötzlich aus einem anderen Blickwinkel!

Sie rammte nach unten, traf mich aber nicht. Es gab ein knirschendes Geräusch, als sie über den Boden schrammte. Ich begriff so schnell nicht. Wieso war Suko auf einmal neben mir?

Dann sah ich die Dämonenpeitsche neben mir am Boden liegen. Ich riss sie an mich.

In diesem Augenblick hatten auch die Mönche bemerkt, dass ich dem Tod entgangen war und dass dreien von ihnen die Waffen fehlten. Wütend heulten sie auf. Suko ließ sie erst gar nicht zur Besinnung kommen. Er sprang auf sie zu, packte den ersten Mönch, hievte ihn hoch und schmetterte ihn auf den Buddha zu. Er schrie auf, als er gegen die goldene Statue prallte, und blieb am Boden liegen.

Andere wandten sich mir zu.

Mit ihren Dolchen in den Händen. Doch es sollte nicht soweit

kommen, denn der Buddha selbst griff in den Kampf ein.

Er traute wohl seinen Dienern nicht mehr, denn plötzlich ging ein gewaltiges Knirschen und Ächzen durch seine Gestalt. Der goldene Buddha richtete sich auf!

Aufrecht stehen konnte er wohl nicht. Dafür war die Halle einfach nicht hoch genug. Er musste gebückt gehen, hob seine schweren Füße kaum vom Boden ab, doch er senkte den Kopf und schaute auf uns nieder.

Seine Diener verloren ihr Interesse an mir, sie drehten sich um und starrten dem Buddha entgegen.

Immer wenn einer seiner großen Füße den Boden berührte, ging ein regelrechtes Beben durch die Halle. Suko und ich schauten uns an.

Jeder hatte wohl den gleichen Gedanken. Was wollte der Buddha?

Jetzt hätte ich die Chance gehabt, mit der Dämonenpeitsche zuzuschlagen. Ich brachte es einfach nicht fertig, die Anwesenheit der Mönche mit den goldenen Köpfen fesselte mich zu sehr. Diese Diener waren wirklich aus dem Häuschen. Sie hatten nur noch Augen für ihren Götzen, und sie umtanzten ihn.

»Sieht so aus, als wäre dies das Ereignis gewesen, auf das alle so lange gewartet haben«, meinte Suko.

»Auf was?«

»Die Rückkehr oder Regenerierung des Buddha. Er entstammt ja der Ahnenreihe des wahren Buddha. Nur ist er einen anderen Weg gegangen und hat sich mit den Mächten der Finsternis verbündet. Es gab schon vor langen Zeiten die Sekte der Goldenen, und sie hat sich über Hunderte von Jahren gehalten.«

Ich grinste. »Was du alles weißt.«

»Ja, da staunst du, nicht?«

»Was ist eigentlich passiert, verdammt?« fragte ich. »Wie ist es möglich, dass ich...«

Suko wusste, was ich fragen wollte. »Ich habe den Stab benutzt. Du

warst wie alle anderen für fünf Sekunden erstarrt. Ich konnte dich gerade noch unter der Pranke wegschleudern.«

Ich wollte es zuerst nicht glauben. »Danke, Alter«, murmelte ich. Ich spürte in mir eine ungeheure Erleichterung, weil ich dem Tod entronnen war. Unsere Probleme waren damit allerdings nicht gelöst. Nach wie vor lebten unsere Gegner, und nach wie vor existierte auch der goldene Buddha - unser Hauptfeind.

Mit dem Handrücken wischte ich mir den Schweiß von der Stirn. Mein Herz schlug schneller, ich zitterte, nur langsam beruhigten sich meine Nerven.

Der Buddha war stehengeblieben. Ebenso die Mönche mit den goldenen Köpfen. Grotesk sah es aus, wie sie sich vor der riesigen Figur verbeugten. Sie dankten ihm, sie huldigten ihm, und das war unsere Chance. Die Mönche konnten wir ausschalten, doch wie sah es mit dem goldenen Buddha aus?

Gegen ihn besaßen wir keine Waffe. Ich glaubte nicht daran, dass die Dämonenpeitsche reichte, bei ihr verhielt es sich ähnlich wie bei meinen geweihten Silberkugeln. Sie töteten zwar Dämonen der niederen Stufe, doch bei den höheren wirkten sie manchmal nicht.

Trotzdem versuchte ich es. »Behalte du die Mönche im Auge«, flüsterte ich Suko zu und schlug einen Bogen, damit ich in den Rücken des Buddha gelangte.

Niemand hielt mich auf, weil alle das Interesse für mich verloren hatten.

Ich kam an mein Ziel.

Der Rücken dieser lebenden Figur war ungeheuer breit. Hoch ragte der Körper auf.

Für einen Augenblick verspürte ich große Angst. Dann aber wagte ich es, hob meinen rechten Arm und schlug wuchtig mit der Dämonenpeitsche zu.

Alle drei Riemen klatschten gegen den Rücken des Goldenen. Ich

sah, wo sie auftrafen, aber sie hinterließen nicht einmal einen Kratzer. Nein, mit dieser Waffe kam ich gegen den übermächtigen Gegner nicht an. Eine ungeheuer starke Magie schützte ihn.

Noch einmal versuchte ich es an der gleichen Stelle, aber wiederum geschah nichts.

Der Buddha hatte sicherlich nicht mehr als den Stich einer Mücke verspürt, wenn mir dieser Vergleich gestattet ist. Dafür hatten die Mönche gesehen, dass ich ihr Heiligtum attackierte. Die mit den Dolchen wollten mir an den Kragen. Einer hob den Arm und schleuderte die Waffe mit der geschwungenen Klinge auf mich zu. Es war ein wuchtiger Wurf. Ich konnte mich gerade noch ducken, und die Klinge flirrte über meinen Kopf hinweg.

Sofort setzte der Mönch nach.

Voll lief er in meinen Schlag. Die Riemen wickelten sich um seinen Hals und rissen ihm fast den Kopf vom Schädel, mit solch einer Wucht hatte ich zugeschlagen.

Der Mönch verging. Er schleuderte noch seine Arme hoch, während er zur Seite taumelte, presste die Hände gegen das Gesicht, spreizte dabei die Finger, und ich sah das Gold durch die Zwischenräume rinnen. Dann brach er zusammen.

Noch fünf Gegner.

Plötzlich hatte ich eine Idee. Die Gemme war auch kein christliches Symbol. Sie entstammte einer orientalisch-orthodoxen Mythologie.

Vielleicht bewirkte sie etwas, dann konnte ich Suko die Peitsche zurückgeben.

Ich glitt zurück, während ich die Gemme hervorholte. Diesen flachen, grünlich braun schimmernden Stein, der auf seiner Oberfläche eine Schlange zeigte, die sich selbst in den Schwanz biss.

Diese Gemme hielt ich hoch. Der erste Mönch sah sie, schüttelte den Kopf und blieb stehen. Er duckte sich. Diese Gemme schien ihm

einen körperlichen Schmerz zu bereiten.

Zumindest Unbehagen.

Ich ging näher heran.

Mein Lächeln war kalt und voller Wut. Doch ich sollte nicht mehr feststellen können, wie der Mönch reagierte. Ein anderes Ereignis trat ein. Eins, an das wir überhaupt nicht mehr gedacht hatten in den Aufregungen der letzten Stunde.

Am Ende der Treppe erschien eine Gestalt. Kahlköpfig, klein, untersetzt, mit einer Nickelbrille vor den erbarmungslosen Augen. Er hatte die Arme in die Hüften gestemmt und sagte mit kalter Stimme:

»Wie wunderbar, da haben wir ja alle zusammen...« Nicht nur ich hatte die Stimme vernommen, auch Suko und die Mönche mit den goldenen Köpfen. Wir alle standen wie erstarrt und wagten uns nicht zu rühren.

Mr. Mondo war nicht allein gekommen. Er hatte seine »Freundin« mitgebracht, die schwarzhaarige Lady X, die ihre Maschinenpistole so lässig hielt, als wäre sie ein Strohalm. Doch das war eine Täuschung. Ich kannte Pamela Scott inzwischen. Sie war eiskalt und immer voll konzentriert, wie auch jetzt.

Waren nur die beiden da?

Bis jetzt sah ich keinen, und meine Hoffnung wuchs ein wenig.

Allerdings hatten sich Lady X und Mr. Mondo einen strategisch günstigen Platz ausgesucht. Von dort oben konnten sie die Halle überblicken, und eine Garbe aus der MPi würde uns an jeder Stelle der Halle erreichen.

Ich stand seitlich neben dem goldenen Buddha und wagte mich nicht zu rühren. Von meinem Platz aus konnte ich Suko sehen. Auch er schien eingefroren zu sein. In seinem Gesicht regte sich kein Muskel.

Anders bei den Mönchen. Sie waren unruhig geworden, und sie wussten, dass neue Gegner aufgetaucht waren. Ich glaubte nicht daran, dass sie aufgeben würden, aber wie wollten Mondo und Lady

X es schaffen, die Mönche zu besiegen?

Es war nicht meine Sache, mir darüber Gedanken zu machen, denn Suko und ich standen ganz oben auf der Liste der Mordliga. Lady X und Mondo wollten auch unseren Tod. Vielleicht würden sie uns sogar zuerst umlegen.

»Sinclair und die gelbhäutige Ratte. Tretet vor!« befahl Mondo und lachte wild.

Suko und ich warfen uns einen kurzen Blick zu. Beide dachten wir das gleiche.

Keine Chance.

Lady X würde mit ihrer MPi alles erfassen. Uns blieb nichts anderes übrig, als dem Befehl Folge zu leisten.

Ich schaute auf die Frau. Etwas breitbeinig stand sie dort am oberen Ende der Treppe. Das harte Lächeln schien in ihren Mundwinkeln festgefroren zu sein. Sie trug eine enge grüne Jacke, die ihr bis an den Gürtel reichte. Die langen Beine steckten in einer Hose, und das Haar hatte sie hochgesteckt.

Wir gingen die ersten Schritte. Wie bei einer Hinrichtung, dachte ich, während ich gleichzeitig fieberhaft nach einem Ausweg aus dieser verfahrenen Situation suchte.

Es gab ihn, aber nicht wir waren es, die eingriffen, sondern die Mönche.

Der goldene Buddha gab den Ausschlag. Auch er wusste wohl, was die Frau und der Mann beabsichtigten. Sie wollten seine Diamantenaugen, die einen unbezahlbaren Wert darstellten und durch dessen Besitz Dr. Tod noch mächtiger werden wollte. Einmal waren die Steine gestohlen worden, ein zweites Mal sollte dies nicht geschehen.

Fünf Mönche waren es. Alle fünf hörten auf das schreckliche Ächzen des Buddha.

Die Mönche hielt nichts mehr auf ihren Plätzen. Nicht nur wir

gingen auf die Treppe zu, sondern auch sie. Und sie waren schneller, so dass sie sich auf einmal in der Schusslinie befanden.

»Aus dem Weg!« brüllte Lady X. Ihre Stimme kippte fast über. Die Mönche hörten nicht, und wir nutzten unsere Chance sofort.

Gleichzeitig spritzten Suko und ich nach zwei Seiten weg. Suko rechts, ich links.

Die Scott schoss.

Das harte, brutale Hämmern der Maschinenpistole erfüllte die große Tempelhalle, wobei sich die Echos überschneiden und zu einer makabren Melodie wurden.

Die ersten Kugel sirrten gegen den Boden, warfen lange Funkenbahnen und tanzten auf die Mönche zu.

Sie trafen.

Zwei Diener des goldenen Buddha warfen ihre Arme hoch, wurden zur Seite gedriftet und fielen zu Boden. Doch sie standen wieder auf, denn normale Geschosse taten ihnen nichts, da musste man mit anderen Kalibern anrücken.

Lady X fluchte so laut, dass ihre Stimme sogar das Krachen der Waffe übertönte. Aber sie schoss weiter.

Suko und ich lagen längst am Boden. Nicht weit entfernt hämmerten die Kugeln vorbei, als sich die Frau jetzt umdrehte und uns aufs Korn nahm.

Mein Hechtsprung war gewaltig, und er brachte mich hinter den Buddha, wo die Deckung sicher war.

Auch Suko rollte heran, er überschlug sich ein paar Mal und stand auf.

Sein Gesicht zeigte ein wildes Grinsen. »Jetzt rettet er uns noch das Leben«, sagte der Chineser.

Ich nickte nur und robbte ein Stück zur Seite, damit ich um die Figur schauen konnte.

Schließlich ging Lady X die Treppe hinunter. Dabei feuerte sie nur

kurze Garben ab, weil sie Munition sparen wollte. Und die Kugeln trieben die Mönche zurück, die nicht dazu kamen, ihre Dolche einzusetzen.

Ich hielt die Beretta längst in der Hand, zielte an dem Buddha vorbei und nahm Pamela Scott aufs Korn.

Verdammt, es fiel mir nicht leicht, aber ich sah keine andere Möglichkeit.

Ich wollte sie nicht tödlich treffen, sondern nur kampfunfähig schießen, doch dazu kam es nicht mehr.

Ein anderer tauchte auf.

Zuerst hörten wir den wilden Schrei, dann sahen wir ihn selbst. Ein riesiges Ungeheuer, ein Untoter, der nur noch seinen rechten Arm hatte und mit ihm das in der Hölle geschmiedete Schwert schwang.

Ich kannte ihn verdammt gut.

Es war kein geringerer als Tokata, der Samurai des Satans!

Nein, es hatte ja nicht anders sein können. Mondo und Lady X allein trauten sich nicht so weit vor. Sie behielten ihre Trumpfkarte in der Hinterhand.

Eben sah ich Tokata, diesen Untoten, den Zerstörer, den Unheimlichen, aus japanischer verfluchter Erde entstiegen. Jetzt war er da, um den goldenen Buddha zu zerstören.

Wenn einer es schaffen konnte, dann er, dessen war ich mir völlig sicher.

Sein Schrei zitterte noch durch die Tempelhalle, als ich die Waffe sinken ließ.

Ich hatte plötzlich kein Ziel mehr, denn Lady X hatte sich rasch zur Seite bewegt, um dem Samurai des Satans freie Bahn zu verschaffen.

Mit einer Silberkugel konnte ich ihn nicht stoppen. Vielleicht hätte es mein Bumerang geschafft, aber der befand sich in den Händen von Dr. Tod.

Tokata stürmte die Treppe hinunter. Die Stufen bogen sich unter dem Gewicht dieses riesenhaften Monsters. Wild schwang er sein gewaltiges Schwert.

Er trug wie immer seine grauschwarze Kampfkleidung und die Maske vor dem halbverwesten Gesicht. Sein dicker, lederner Brustpanzer hielt Kugeln als auch Schwertstichen stand, er war so einfach nicht zu besiegen. Vielleicht mit meinem Kreuz, doch so nahe war ich noch nicht an ihn herangekommen. Im Gegenteil, immer wenn ich ihn sah, hatte ich flüchten müssen.

Und jetzt tauchte er hier auf, um den Auftrag durchzuführen. Er würde die Augen holen.

Der Buddha hatte ihn ebenfalls gesehen. Er richtete sich so weit auf, dass sein Schädel gegen die Decke stieß. Aus seinem Maul drang ein schreckliches Ächzen und Grollen, von dem sich Tokata jedoch nicht aufhalten ließ.

Er griff an.

Und zwar die Mönche mit den goldenen Köpfen, die ihm vom Buddha entgegengeschickt worden waren. Die Bewegungen des Samurais waren ungeheuer schnell. Wir konnten sie kaum mit den Augen verfolgen, sondern sahen nur das Blitzen der Klinge. Tokata war in seinem Element.

Den ersten beiden Mönchen schlug er mit einem einzigen Hieb die goldenen Köpfe ab. Sie fielen zu Boden, wo das Gold sofort schmolz, und als Masse verlief.

Zwei andere erstach er. Die Mönche liefen direkt in sein Schwert hinein. Eine Chance hatten sie nicht. Die Höllenwaffe überwand auch die Magie der Mönche.

Den letzten erschlug er auch mit einem einzigen Streich. Und Lady X, die ehemalige Terroristin, stand noch immer auf der Treppe und lachte dazu.

Suko fragte: »Was machen wir?«

»Rückzug!«

Der Chinese war einverstanden. Ich sah darin die beste Lösung, denn der Buddha würde uns kaum mehr Schutz bieten können, wenn er von Tokata angegriffen wurde.

Zum Glück schauten Mondo und Lady X ihrem Vasallen Tokata zu. Wir waren für einen Moment vergessen, denn die Augen des goldenen Buddha waren das Wichtigste für die beiden Mitglieder der Mordliga.

Dr. Tod wollte sie haben, und Tokata sollte sie holen.

Die Diener mit den goldenen Köpfen lagen tot am Boden. Von ihnen hatte der Buddha keine Hilfe zu erwarten. Er stand nun allein gegen den gewaltigen Tokata.

Obwohl Suko und ich in Lebensgefahr schwebten, wollten wir doch sehen, wer den Kampf für sich entschied. Wir hasteten geduckt quer durch die Halle und blieben schließlich an der gegenüberliegenden Wand stehen, wo Suko eine Tür entdeckt hatte und sie aufstieß.

»Ein Fluchtweg«, murmelte er.

Ich nickte. Die Augen hatten wir uns holen wollen, nun sah es aus, als würden wir sie niemals kriegen.

Ob es Tokata schaffte?

Der Kampf begann.

Und es wurde eine Auseinandersetzung, wie ich sie noch nie in meinem Leben gesehen hatte...

Dämon gegen Dämon!

Wer würde siegen?

Tokata, der Samurai des Satans, der wirklich kein Winzling war, wirkte gegenüber dem Buddha direkt klein. Aber trotzdem würde er nicht leicht zu besiegen sein - wenn überhaupt.

Lady X und Mr. Mondo waren vorgetreten, weil sie dem Kampf zusehen wollten. Sie wollten aus nächster Nähe erleben, wie Tokata

es schaffte, den goldenen Buddha zu zerstören.

Beide Gegner starrten sich noch an. Der Buddha hatte seinen Kopf dabei gesenkt, und plötzlich schossen wieder die grünen Strahlen aus seinen Augen.

Ein gedankenschneller Vorgang. Tokata wurde von den Strahlen eingehüllt, er zuckte zurück, spürte wohl die starke Magie, doch er brach nicht zusammen.

Eine Bewegung zur Seite, und er war den Strahlen entgangen, die sich auch wieder aufgelöst hatten.

Dafür griff Tokata an.

Weit holte er aus und rammte das Schwert gegen den Buddha. Ich war so gespannt, dass ich mir fast die Unterlippe blutig biss. Dabei erwartete ich, dass die Klinge abprallen würde, doch ich sah mich getäuscht.

Das in der Hölle geschmiedete Schwert des Samurais drang in den Körper des goldenen Buddha, als bestünde dieser nur aus Wachs. Bis zur Hälfte verschwand es darin.

»Er wird ihn töten«, sagte Suko neben mir. Ich nickte nur. Reden konnte ich nicht.

Der Buddha warf sich zurück. Eine gewaltige Wunde klaffte in seinem Leib, aus dem jetzt eine schwarzgrüne Flüssigkeit quoll und zu Boden tropfte.

Dämonisches Blut!

Suko und ich hatten es schon des Öfteren gesehen, und auch dieses hier war nicht nur warm, sondern heiß. Es zischte, wenn die Tropfen den Boden trafen.

Tokata ließ nicht locker.

Sein zweiter Hieb. Sonst schlug er blitzschnell zu, wie wir es bei den Mönchen vorhin erlebt hatten, doch hier nahm er sich Zeit, als wollte er die Sache genießen und den Kampf in die Länge ziehen. Wieder drang das Schwert in den Körper der Figur.

Der Buddha wurde regelrecht durchgeschüttelt. Er riss seine gewaltigen Arme hoch, wankte etwas zurück, stieß mit dem Schädel gegen die Decke und ließ seine Arme dann fallen. Wuchtige Prankenhiebe, die mich zerschmettert hätten. Nicht aber Tokata.

In diesem Augenblick bewies er seine Klasse. Er bewegte sich gedankenschnell, und ebenso schnell führte er auch sein mörderisches Schwert. Plötzlich kreiste die Klinge über seinem Kopf, und im nächsten Augenblick flog die linke Pranke des Buddha davon. Die Klinge hatte sie abgetrennt.

Die rechte verfehlte den Samurai. Doch bevor der Buddha den Arm wieder heben konnte, hatte Tokata auch den anderen Arm zur Hälfte abgeschlagen.

Dabei stieß er ein wildes Siegesgeheul aus, so dass es mir kalt den Rücken hinunter rann.

Wenn ich daran dachte, dass ich gegen die Bestie vielleicht mal antreten musste, so bekam ich es mit der Angst zu tun.

»Und jetzt den Todesstoß!« brüllte Lady X, wobei ihre Begeisterung keine Grenzen mehr kannte.

Diese Frau war wie von Sinnen. Für einen Moment kam mir der Gedanke, auf sie zu schießen, aber dazu musste ich näher heran.

Und ich hätte es auch nicht fertiggebracht.

Tokata war in seinem Element. Im Kampf fühlte er sich wohl, denn er unterlag nie.

Bisher hatte ihn noch keiner besiegen können, und auch der goldene Buddha würde es nicht schaffen.

Aber er gab nicht auf. Er musste ungeheure Schmerzen haben, anders war das schreckliche Stöhnen und Ächzen nicht zu erklären.

Langsam wuchtete er seinen Körper nach vorn, dabei sah er direkt hilflos aus, wie er mit seinen Armstümpfen umher- wedelte.

Nein, Tokata war stärker, und er würde auch dem goldenen Buddha den Gnadenstoß geben.

Aber noch lebte der Dämon. Ein letztes Mal wohl mobilisierte er seine Kräfte, und abermals sprühten Strahlen aus seinen Diamant-Augen.

Grünes Feuer, allerdings wesentlich schwächer als zuvor. Tokata stieß ein hohles, schauriges Lachen aus. Er verhöhnte den goldenen Buddha, stellte sich einfach hin und breitete seinen rechten Arm aus, wobei er dem Dämon seinen Oberkörper präsentierte.

Der Buddha konnte nicht mehr. Seine Kraftreserven waren verbraucht, die Magie des Samurais hatte gesiegt. Sie war stärker gewesen als die des Buddha.

Tokata brauchte nur zu warten.

Sekunden vergingen.

Atemlos schwiegen wir. Unsere Gesichter waren wie Masken. Wir erlebten den Sturz eines Symbols, eines Riesen, aus nächster Nähe mit. Eine Macht zerbrach.

Ich saugte die Luft durch die Nase ein. Es musste noch etwas geschehen, denn der Buddha konnte sich nicht mehr halten. Und es geschah etwas.

Die gewaltige Steinfigur neigte sich zur Seite. Sie fiel unendlich langsam nach rechts. Dabei knirschte und ächzte es in ihrem Körper.

Sogar der Mund verzerrte sich, und dann, als der Buddha auf den Boden der Halle schlug, gab es einen dröhnenden Laut, der durch den gesamten Tempel schallte und als Echo auch durch die Gänge des Klosters rollte.

Der Buddha war besiegt.

Aber noch nicht tot.

An diese letzte Aufgabe wagte sich Tokata nun heran. Weit holte er mit dem rechten Arm aus. Er hatte sich etwa dort aufgebaut, wo sich das Kinn des Buddha befand, und ich wusste, was dieser Samurai wollte.

Den Dämon köpfen!

Die Klinge fegte nach unten. Für einen Moment blitzte sie auf, dann trennte Tokata mit einem Hieb den Kopf vom Rumpf des Buddha.

Kein Schrei erklang. Kein Laut, keine Geräusch. Der goldene Buddha starb lautlos.

Tokata aber hob sein Schwert. In Siegerpose stand er da und genoss die triumphalen Blicke der Lady X und Mr. Mondos. »Er hat es tatsächlich geschafft«, flüsterte ich. Verdammt, ich musste einfach etwas sagen. Die Spannung war zu groß gewesen.

Lange erlaubte Lady X dem Samurai nicht, sich zu erholen. Er sollte weiterkämpfen.

»Hol die Augen!« schrie sie und ging mit Mondo langsam die Treppe hinunter.

Jetzt stand die Entscheidung dicht bevor. Denn jetzt waren wir wieder gefordert. Durften wir es zulassen, dass Dr. Tod in den Besitz dieser gefährlichen Diamanten gelangte? Nein, auf keinen Fall. Suko schien einen ähnlichen Gedanken zu haben. Er nickte. »Dann los«, sagte ich mit schwerer Stimme, denn ich wusste nicht, wie wir Tokata ausschalten sollten.

Der Chinese hielt bereits seinen Stab in der Hand. Er wollte die Zeit anhalten, aber die fünf Sekunden würden kaum reichen, um Tokata zu besiegen, und töten durften er ihn in der Zeitspanne nicht.

In diesem Moment spielte uns allen das Schicksal einen gewaltigen Streich.

Es begann damit, dass Lady X einen hundsgemeinen Fluch ausstieß.

Dann heulte sie auf und trat wie einst Rumpelstilzchen vor Wut mit dem Fuß auf den Boden.

Was war geschehen?

Ich sah es genau, denn der Schein der Kerzen reichte völlig aus, um die Szene zu erkennen. Tokata hielt nicht mehr das Schwert in seiner rechten Hand, sondern ein Auge.

Doch der Diamant war zerbröckelt. Als glitzernder Staub rieselten

die Reste dem Boden entgegen...

»Das ist ein Ding«, hauchte Suko. »Wirklich...«

Ich konnte nur staunen, während sich in meinem Kopf die Gedanken überschlugen.

Wie war es dazu gekommen? Wieso war der Diamant zu Staub zerfallen?

Die Erklärung fiel mir urplötzlich ein. Tokata hatte einen riesigen Fehler begangen.

Er hätte die Augen stehlen sollen, als der Buddha noch lebte. Tot war er nichts mehr wert, denn mit seinem gewaltigen Körper vergingen auch die Diamanten-Augen.

All das Gold wurde grüngrau und rissig. Es schmolz nicht, sondern platzte weg, während gleichzeitig der Torso zu normaler Menschengröße zusammenschrumpfte.

Wütend schleuderte Tokata den Staub zur Seite. Er nahm sich das andere Auge vor. Der gleiche Effekt.

Nur glitzernder Staub.

Der Samurai des Satans drehte bald durch. Und Lady X als auch Mr. Mondo wurden fast besinnungslos vor Zorn. Alles war vergebens gewesen. Ihre lange Reise, der Kampf - letztlich hatten sie sich selbst reingelegt, und Dr. Tod würde einen Anfall bekommen.

Am liebsten hätte ich losgelacht, doch die Lage war für uns um keinen Deut besser geworden.

Lady X erinnerte sich wieder an uns. Sie kreiselte herum, sah uns in der Nähe und brüllte: »Fahrt zur Hölle, ihr Hundesöhne!« Gleichzeitig riss sie die MPi hoch...

Suko schrie das bewusste Wort.

»Topar!« Und er brüllte damit gegen die Stimme der ehemaligen

Terroristin an.

Lady X kam nicht mehr dazu, den Zeigefinger zu krümmen. Auf einmal erstarrte sie.

Mr. Mondo und Tokata erging es ebenso. Gegen diese starke weiße Magie kamen sie nicht an.

Ich erstarrte auch wieder, wovon ich jedoch nichts bemerkte. Zum Glück waren wir bereits näher an unsere Gegner herangekommen.

Mit langen Schritten hetzte Suko auf Lady X zu und entriss ihr die Maschinenpistole. Tokata auch noch zu entwaffnen, schaffte er nicht mehr. Er stand leider zu weit von ihm entfernt.

Kaum hatte Suko die MPi an sich genommen, als die Zeit auch schon um war.

Aber da hatte Suko mich bereits am Arm gepackt, riss mich herum, und wir rannten auf die Tür im Hintergrund zu.

Pamela Scotts Schreie begleitete uns. »Die Waffe!« brüllte sie wie von Sinnen, »er hat meine Waffe!«

Die hatte Suko in der Tat. An der Tür drehte er sich herum, hob die MPi an und feuerte.

Tokata lief genau in die Garbe hinein. Die Einschläge rüttelten ihn durch, brachten ihn aus dem Konzept, doch sie stoppten ihn nicht, denn so war er nicht zu töten.

Ich riss die Tür auf. Hastig schlüpfen wir hindurch. Ein kahler Gang nahm uns auf. Suko warf mir die MPi zu.

Wir liefen nach rechts, hinein in eine feuchtes, muffig riechendes Halbdunkel.

Unsere Schritte wurden als Echo von den Wänden zurückgeworfen.

Hinter uns hatte Tokata ebenfalls die Tür erreicht und machte sich an die Verfolgung.

Ich riskierte eine kurze Unterbrechung, ließ Suko passieren und jagte Tokata eine Salve entgegen.

Die Kugeln rissen Löcher und Fugen in die Steine links und rechts.

Aufhalten konnten sie den Samurai nicht, der hatte sich gedankenschnell geduckt.

Suko hatte bereits das Ende des langen Korridors erreicht. Dort führte eine Treppe nach oben.

Wir hetzten sie hoch. Drei Stufen nahmen wir auf einmal. Beide gingen wir davon aus, dass wir wieder in dem Gang landen würden, durch den wir zuvor gekommen waren.

Es stimmte.

Wir sahen ihn bereits und hatten nur noch wenige Stufen vor uns.

Aber wir rechneten nicht mit Tokata Hinterlist. Ich weiß auch nicht, was mich dazu brachte, zurückzuschauen, auf jeden Fall hämmerte Tokata mit dem Schwert gegen die Treppe und haute in seiner Wut die Hälfte der Stufen ab.

Für uns wurde es kriminell, da die andere Hälfte der Treppe unser Gewicht jetzt nicht mehr halten konnte.

Sie würde einstürzen.

Suko war vor mir. Er schaffte es, sich mit einem Satz in Sicherheit zu bringen. Ich packte es nicht mehr, denn mir fehlten wertvolle Zehntelsekunden.

Plötzlich riss das Gefüge, und die schon morschen Holzstufen brachen unter meinem Gewicht weg.

Da reagierte Suko traumhaft. Er war herumgewirbelt, so dass er mich anschauen konnte, und beide Arme schnellten vor.

Ich packte zu, auch wenn ich die MPi fallen lassen musste. Ich fühlte Sukos Handgelenke um die meinen, ein heftiger Ruck, der mir fast die Arme ausgekugelt hätte, und ich war in Sicherheit. Tokata aber stand unten. Ein Teil der Treppe stürzte auf ihn hinab. Tokata war in seine eigene Falle getappt. Zwischen uns und ihm befand sich eine zu große Distanz, die er auch nicht mit einem Sprung überwinden konnte.

»Danke!« keuchte ich, doch Suko schüttelte nur den Kopf. Wir

hatten tatsächlich Glück und waren dort gelandet, wo sich in der Nähe die Tür nach draußen befand.

Leider sahen wir nichts von Lady X und Mr. Mondo.

Die beiden hielten sich wohlweislich zurück, da die Lady ihre Waffe nicht mehr hatte.

Suko hatte die Tür schon aufgerissen. Frische, herrliche Luft strömte uns entgegen.

Draußen war es dunkel geworden. Aber am Himmel standen Millionen von Sternen und ein prächtiger Halbmond, so dass wir wenigstens etwas erkennen konnten.

Das große Eingangstor stand sperrangelweit offen. Wir hetzten die Stufen hinab, überquerten den Innenhof des Klosters und verließen das Gelände.

Fast wären wir noch gegen einen großen Hubschrauber gelaufen, der dicht an der Mauer stand.

Damit waren Lady X, Mondo und Tokata gekommen. Plötzlich musste ich lachen. Wir würden ihnen einen letzten Streich spielen und mit dem Hubschrauber davonfliegen. Die hatten sicherlich noch Sprit.

Doch dazu kam es nicht.

Über uns blitzte es plötzlich auf. Dann wanderte ein heller Lichtstrahl, zu dem sich augenblicklich ein zweiter gesellte, auf uns zu.

Gleichzeitig hörten wir auch das Motorengeräusch.

Ich riss den Kopf in den Nacken.

Zwei Hubschrauber flogen an.

Gegner oder Freunde?

Ich hoffte auf letztere und winkte mit beiden Händen. Die Hubschrauber gingen tiefer, setzten zur Landung an, gar nicht weit von der anderen Maschine entfernt.

Suko und ich rannten auf den Helikopter zu. Ein Mann sprang nach

draußen. Ich kannte ihn. Es war Inspektor Marian.

»Hier treffe ich Sie also wieder!« rief er zur Begrüßung.

»Und lebend«, antworte ich.

»Das sehe ich.« Er schaute sich um, während der zweite Hubschrauber landete. »Was hat es denn gegeben?«

»Das erzähle ich Ihnen später.«

»John!« Sukos Stimme riss mich herum.

Am Tor sahen wir Tokata, Lady X und Mr. Mondo. Und es sah verdammt nicht so aus, als würden sie die Schlacht verloren geben, denn Lady X hatte ihre MPi, die ich fallen gelassen hatte, gefunden und hielt sie schussbereit in den Händen...

Marian wusste überhaupt nicht, was los war, als ich ihn in Deckung riss. Keine Sekunde zu früh, denn Lady X schoss sofort. Rotgelb blitzte es vor der Mündung auf. Die Kugelgarbe hackte über den Boden, schleuderte Steine hoch, und manche Geschosse funkten auch als Querschläger zur Seite.

»Feuer erwidern!« brüllte Marian.

Seine Leute waren noch nicht soweit. Sie kletterten soeben aus den Maschinen.

Lady X schwenkte die Waffe. Sie gab Mondo Rückendeckung, der auf den Hubschrauber zuhastete und hastig in die Kanzel kletterte.

Anschließend lief Lady X den gleichen Weg.

Tokata aber schlug einen Bogen. Seine riesenhafte Gestalt war wie ein Schatten in der Nacht. Ich sah das Schwert blitzen, hörte Schreie und das Kreischen von Metall.

Schüsse fielen.

Mondo startete.

Wollten die beiden ohne den Samurai abfliegen? Langsam stieg der Hubschrauber in die Höhe, wobei Lady X in der offenen Einstiegstür stand und aus ihrer MPi feuerte.

Zum Glück konnte sie nicht viel sehen, deshalb traf sie auch nicht. Ich schoss zurück, und zwar mit dem Beuterevolver, den ich dem toten Afghanen im Hotel abgenommen hatte. Dabei hockte ich hinter einem großen Stein in Deckung und fächerte die Waffe. Mehrere Kugeln jagte ich aus der Trommel, und plötzlich sah ich, wie an Mondos Hubschrauber Glas zerplatzte und Lady X gleichzeitig von der Wucht eines Treffers nach innen in die Maschine geschleudert wurde. Dann war die Maschine im Dunkel der Nacht verschwunden.

Hatte ich Lady X tödlich erwischt? Vielleicht - vielleicht auch nicht.

Weitere Schüsse fielen. Sie galten Tokata, doch ihm machten sie nichts aus.

Ich sah ihn mit gewaltigen Sprüngen dem Hubschrauber entgegenlaufen, der jetzt wieder tiefer gezogen wurde, und das hatte seinen Grund.

Tokata - sein Schwert hatte er in die Scheide gesteckt - stieß sich ab, und mit einem wahrhaft phänomenalen Sprung gelang es ihm, die rechte Kufe zu erwischen. An die klammerte er sich eisern fest. Zwar bekam die Maschine Schlagseite, aber Mondo zog sie trotzdem hoch, und sie entschwand unseren Blicken.

Natürlich dachten wir an eine Verfolgung. Das war jedoch nicht möglich.

Tokata hatte die beiden Hubschrauber schwer beschädigt. Sie mussten erst repariert werden. So etwas dauerte Stunden. Unser Pech.

Die Zeit nutzte ich, um Marian durch das Kloster zu führen. Suko begrub inzwischen Tai Pe, seinen Freund.

Der Inspektor stand staunend vor dem gestürzten Götzen, der nur noch eine graue, kompakte Masse war. Das Gold allerdings bewies Marian, dass ich nicht gelogen hatte. Und auch die toten Mönche.

Er kratzte sich am Kopf. »Wie bringe ich das bloß meinem Chef

bei?«

»Wir werden schon eine Lösung finden«, erwiderte ich zuversichtlich.

»Sie wollen mir helfen?«

»Natürlich. Sie haben mich doch auch unterstützt.«

Einige Fragen blieben auch für mich offen. Waren es wirklich alle Mönche, die zur Sekte des goldenen Buddha gehört hatten?

Oder liefen noch mehr von ihnen herum? Vielleicht in ganz Indien verteilt? Wandten sie sich jetzt der Totengöttin Kali zu?

Welche Bedeutung der Totenschädel gehabt hatte, wusste ich auch nicht. Vielleicht war er ein Verbindungsglied zwischen dem Buddha und seinen Dienern gewesen.

Es spielte jetzt keine Rolle mehr.

Wir ließen das Kloster. Was hier geschehen war, wussten nur wenige.

Inspektor Marian eingeschlossen. Und der würde in seinem eigenen Interesse schweigen.

Als wir starteten, flogen die Hubschrauber noch eine Runde über das Kloster.

Verlassen lag es unter uns. Für mich war der goldene Buddha bereits Vergangenheit.

In London warteten sicherlich schon andere Fälle...

ENDE